XIV. Jahrg. Berlin, den 16. Dezember 1905. Nr. 11.



Die Zukunft

Herausgeber:

Maximilian Harden.

Inhalt:

	Seite
Julfanz	377
Skepsis und Realität. Von Max Kassowitz	393
Friedrich der Vierte von Dänemark. Von Sven Leopold	400
Protegirte Professoren. Von Ernst Schalk	402
Anzeigen. Von Pieper, Helene Voigt-Diederichs, Meier-Graefe, Hedwig Dohm	404
Börsenreform. Von Ladon	407
Der Fall Israel	410



Erscheint jeden Sonnabend.

Preis vierteljährlich 5 Mark, die einzelne Nummer 50 Pf.



Berlin.
Verlag der Zukunft.
Friedrichstraße 10.
1905.



Berlin, den 16. Dezember 1905.

Jultanz.

Generalversammlung. Der Geschäftsbericht ist vertheilt, alle Formale rasch erledigt, die Präsenzliste wird von dem Notar geprüft und der Präsident des Aufsichtrathes hat dem Herrn Direktor das Wort gegeben. Ziffern, majestätische Ziffern; die aber schon bekannt sind, sogar schon in der Zeitung standen. Ueber das Laufende Geschäft war nicht zu klagen. Effekten, Kredit, Wechsel, Arbitrage: Alles leidlich; zwar nicht besser, doch auch nicht schlechter als in normalen Jahren. Nur im Großen hats gehapert. Das Konsortialgeschäft sieht zum Erbarmen mager aus. „Wir haben, meine Herren, mit Antipathien zu rechnen, von denen wir nur sagen können, daß sie nicht durch unsere Schuld heraufbeschworen worden sind. Nie ist uns der abenteuerliche Einfall gekommen, eins der großen industriellen Gebiete oder gar die gesammte Industrie unserer Herrschaft unterjochen zu wollen. Nie haben wir daran gedacht, anderen Instituten auf Schleichwegen Konkurrenz zu machen. Wir dürfen behaupten, daß wir jede wirthschaftliche Individualität und jede rechtmäßig erworbene Machtsphäre geachtet und keinen Schritt gethan haben, der nicht reiflich überlegt und von einem Lebensinteresse geboten war. Hat diese weise Mäßigung uns aber vor Verdacht und Feindschaft geschützt? Nein, meine Herren. Während wir nur bemüht waren, mit allen neben uns wirkenden Instituten ein angenehmes Verhältniß friedlichen Wettbewerbes herzustellen, und nicht mehr Raum forderten, als wir zur Wahrung der uns anvertrauten gewichtigen Interessen unbedingt brauchen, wurde das Gerücht verbreitet, wir hätten geheime Pläne, deren Endziel eine den Nachbarmächten unerträgliche Suprematie sei. Keine unserer Handlungen wär von der Mißgunst als Beweis für solche finstere Absicht anzuführen. Auch mit dem schlechtesten Willen konnte man immer wieder nur auf die

Thatsache hinweisen, daß wir durch Fleiß und rechtzeitige Ausnützung der Konjunktur unsere Stellung gestärkt und in einer beträchtlichen Zahl wichtiger Verwaltungen Sitz und Stimme erworben haben. Das war, wie jeder objektive Beurtheiler zugeben muß, nicht nur unser Recht, sondern unsere Pflicht. Dennoch hat es genügt, um uns Mißtrauen und Anfeindung aller Art zuzuziehen. Sie begreifen gewiß, daß ich von dieser Stelle aus, im Gefühl hoher Verantwortlichkeit, Ihnen nur Andeutungen, nicht eine detaillirte Darstellung des Getriebes zu geben vermag, gegen das wir uns im ablaufenden Geschäftsjahr zu wehren hatten. Da Ihr erfahrener und sachverständiger Blick den Gang der Ereignisse verfolgt hat, ist eine ausführliche Wiederholung des zu unserem Nachtheil Geschehenen wohl auch nicht nöthig. Die durchaus unbegründete Furcht vor einem ehrgeizigen Streben nach der Uebermacht, das, so scheint mir, nicht nur unklug, sondern auch unzeitgemäß wäre, hat Koalitionen geschaffen, die, in sich nicht gerade natürlich, nur den einen Zweck haben, uns da zurückzudrängen, wo wir legitimirt sind, nach bestem Wissen an den Entscheidungen mitzuwirken. Nicht ohne Geschicklichkeit hat man verstanden, auch in der Industrie den Glauben zu nähren, wir vermäßen uns, ihr, sobald unsere Macht groß genug geworden sei, die Entwickelunglinie vorzuzeichnen, und andere, minder riskante Verbindungen seien der mit uns deshalb vorzuziehen. Mit der Offenheit, die Sie von den Trägern Ihres Vertrauens fordern dürfen, schildern wir Ihnen diesen Sachverhalt; wir wollen ihn nicht verdunkeln und könnten, selbst wenn wir wollten, nicht leugnen, daß eine ganze Reihe lohnender Geschäfte uns entgangen ist. Unsere loyale Haltung, die Stetigkeit und Vernunft unseres Handelns, die Achtung, die wir jedem berechtigten Interesse entgegenbringen, wird schließlich den Neid entwaffnen, den Haß zum Schweigen zwingen. Auch die jetzt noch Mißtrauischen werden dann erkennen, daß mit uns recht gut auszukommen ist und daß wir nicht mehr verlangen, nicht einmal wünschen, als uns gebührt. Dieses Ergebniß eines Fleißes, hinter dessen Bethätigung sich kein tückischer Plan verbirgt, erwarten wir mit voller Zuversicht. Einstweilen aber müssen wir, wie ich schon sagte, mit den leider vorhandenen Stimmungen rechnen und, wenn wir nicht die Fähigkeit zu selbständigem Handeln einbüßen wollen, uns so stark machen, daß wir aus eigener Kraft unsere Entschlüsse durchsetzen können, auf fremde Hilfe nicht angewiesen, durch Anfeindung nicht in unseren Rechtsansprüchen zu kürzen sind. Gerade in dieser kritischen Zeit hat die Verwaltung deshalb geglaubt, Ihnen eine neue Kraftsteigerung vorschlagen zu müssen, deren Modalitäten ich, mit Ihrer Erlaubniß, jetzt vortragen werde." Längst war die Versammlung unruhig geworden. Als der Direktor sich gesetzt hatte, mel-

deten sich mindestens zwanzig Aktionäre zum Wort. Rothe Köpfe ringsum; und so heftige Gestikulation, daß der vorsitzenden Excellenz bänglich zu Muth wird und sie, nach kurzer Zwiesprache, das Präsidium dem Herrn Vertreter übergiebt, der über keinen Titel, doch über die zur Leitung einer erregten Debatte nöthige Gewandtheit verfügt. Diese Resignation hatte sich zur rechten Zeit eingestellt: denn nun brach das Wetter los und die Vorwürfe fielen so hageldicht auf die Häupter der für die Geschäftsleitung verantwortlichen Personen, daß nur ein im Sturm erprobter Versammlungstratege einen halbwegs würdigen Verlauf der Erörterungen zu sichern vermochte. Ob man etwa Riesentantiemen vertheile, um am Jahresschluß hier zu hören, daß Alles schief gegangen sei. Das könnte man billiger haben. Die Unschuld vom Lande, die sich von jedem Schlaukopf übertölpeln lasse, brauche man doch wirklich nicht so theuer zu bezahlen. Mißtrauen und Anfeindung! Eine schöne Geschichte; aber mehr für artige Kinder, denen man, zur Abschreckung, unter dem Weihnachtbaum solche wilde Sachen erzählen mag. Wozu sind die Herren der hochwohllöblichen Verwaltung denn da? Früher lief die Karre; und die Menschen waren nicht besser als heute. Warum konnte Anfeindung und Mißtrauen uns damals nicht schaden? Unser Kapital war kleiner, unsere Reputation noch nicht gefestigt. Trotzdem war mit den Abschlüssen Staat zu machen und ohne uns kam kein Geschäft von Bedeutung zu Stande. Jetzt soll die Welt plötzlich auf allen Seiten mit Brettern vernagelt sein und wir bekommen, statt anständiger Dividende, ein Klagelied Jeremias? Den Anderen wird nachgesagt, daß sie „nicht ohne Geschicklichkeit" vorgegangen sind. Und wir? Bisher glaubten wir, von unserer Verwaltung eine mindestens eben so große Geschicklichkeit fordern zu dürfen wie jeder Aktionär von der seines Institutes. Auf den Versuch, ihm die Kundschaft wegzufangen, auf Konkurrenzmanöver aller Arten muß jeder Geschäftsmann immer gefaßt sein; wenn er kein Tropf oder Schwächling ist, wehrt er sich seiner Haut und wirft den Feind in die Grube, die ihm selbst gegraben war. Sehen die geehrten Herren am Vorstandstisch nicht weit genug, dann muß für Ersatz gesorgt werden. Noch giebt es, zu unserem Glück, Leute, die Haare auf den Zähnen haben und sich schämen würden, erwachsenen Menschen mit einer Litanei über die Bosheit der Nachbarschaft die Ohren vollzugreinen. Mit der bequemen Ausflucht, das Gefühl hoher Verantwortlichkeit erlaube nur Andeutungen und verbiete eine detaillirte Darstellung, lassen wir uns nicht schrecken. In jedem einzelnen Fall wollen wir wissen, warum und woran das Geschäft sich zerschlagen hat und ob die Schlappe wirklich nicht zu vermeiden war. Sind Bedenken gegen die öffentliche Erörterung dieser Dinge,

dann soll man die Oeffentlichkeit ausschließen oder eine Kommission von Vertrauensmännern wählen, der alles Nöthige mitgetheilt werden kann. Ohne befriedigende Auskunft wird die Erhöhung des Kapitals nicht bewilligt. Stärkung der Machtstellung, Fähigkeit zu selbständigem Handeln: hübsche Redensarten; zunächst kommts hier aber darauf an, ob die Herren überhaupt zu klugem Handeln fähig und in ihrem Fach so potent sind, daß sie mit größeren Mitteln einen sehenswerthen Ertrag herauszuwirthschaften verstehen. Fleiß und Gewissenhaftigkeit, Treue und Pünktlichkeit sind Eigenschaften, die ein Küchenmädchen oder einen herrschaftlichen Diener empfehlen; von den Leitern eines Weltunternehmens darf man, ohne unbescheiden zu sein, wohl aber noch ein Bischen mehr verlangen als solche Dienstbotenqualitäten. Hundertmal ist uns, noch bis in die neuste Zeit, von den selben Herren erzählt worden, unsere Aussichten seien wunderschön, nirgends Gewitterwolken zu erblicken und überall zeige sich der Wunsch, in ein intimes Verhältniß zu uns zu gelangen; wir brauchten nur zu wählen. Und nun sitzen wir vereinsamt im Schmollwinkel und hören, daß Alle uns hassen, uns aushungern möchten. Stunden lang gehts so. Justizräthe, kleine Bankiers, Kursspekulanten sagen wüthend ihr Sprüchlein. Der Vorsitzende merkt bald, daß dieser Strom nicht zu dämmen ist, und ist schon zufrieden und stolz wenn er die Hitzigsten mit schalkhafter oder würdiger Mahnung bewegen kann, unmögliche Ausdrücke zurückzunehmen. Später erst kommt ein Freund der Verwaltung zum Wort; ein korrekter Herr, der mit öliger Rhetorik den Wogenprall lindern möchte. Die Zeiten seien ernst und gegen böswillige Verkennung guter Absicht heute auch die Tüchtigsten machtlos. Möglich, daß die leitenden Persönlichkeiten, die weit entfernt sind, sich für unfehlbar zu halten, im einzelnen Fall einmal geirrt haben. Dürfe man sie deshalb verdammen? Auch der weise Vater Homer, meine Herren, hat manchmal geschlafen. Die Erfahrung wird vor Rückfällen in solchen Fehler warnen. Unter keinen Umständen dürfe die Generalversammlung, auf die der Blick des Feindes gerichtet sei, das Bild innerer Zwietracht bieten. Man müsse Vertrauen haben ... Höhnische Zwischenrufe unterbrechen das sanfte Geplätscher. „Vertrauen!" Woher nehmen und nicht stehlen?" „Mit Phrasen sind wir nicht abzuspeisen. Wir wollen cash sehen!" „Faule europäische Redensarten! Pinke ist die Seele von's Buttergeschäft!" „Schluß! Abstimmen! Schluß!" Darauf hat der schlaue Präsident nur gewartet. Die Verwaltung hat sich für ihre Anträge die Mehrheit der vertretenen Aktien gesichert und ist froh, wenn die unangenehme Zänkerei sich nicht länger hinzieht. Schluß der Debatte. Nur drei heisere Stimmen opponiren. „Wir kommen nun also zur Abstimmung." Während der Herr

Notar ein Halbdutzend Proteste (gegen Bilanz und Gewinnvertheilung) protokolirt, werden die Stimmzettel ausgefüllt und von den Quästoren gezählt. Alles in Ordnung. Auch für die Kapitalserhöhung ist nichts zu fürchten.

*

Deutscher Reichstag. „Das Reich steht zu allen Mächten in korrekten, zu den meisten in guten und freundlichen Beziehungen. Ein Blick auf Deutschlands internationale Stellung darf sich der Wahrnehmung nicht verschließen, daß wir fortdauernd mit Verkennung deutscher Sinnesart und Vorurtheilen gegen die Fortschritte deutschen Fleißes zu rechnen haben. Die Schwierigkeiten, die zwischen uns und Frankreich in der marokkanischen Frage entstanden waren, hatten keine andere Quelle als eine Neigung, Angelegenheiten, in denen auch das Deutsche Reich Interessen zu wahren hat, ohne unsere Mitwirkung zu erledigen. Solche Strömungen können, an einem Punkt unterdrückt, an einem anderen wiederkehren. Die Zeichen der Zeit machen es der Nation zur Pflicht, ihre Schutzwehr gegen ungerechte Angriffe zu verstärken". So hieß es schon in der Thronrede (die das stilistische Vermögen der Kollaboranten Bülow und Hammann nicht allzu beträchtlich erscheinen läßt). Und in derselben Tonart gings weiter. Der witzige Kavallerist, der auf dem Präsidentenstuhl thront, stöhnte, als sei er auch politisch Ganzinvalide, über den Ernst der Zeiten. Der alte Herr, der den Reichsschatz betreut, malte ein Bild, dessen Dunkel an die schlimmsten Tage der braunen Ateliersauce erinnerte. Und der sonst so neckische Kanzler selbst sprach mit umflorter Stimme. Neue Steuern, neue Kriegsschiffe, böse Händel in Afrika, bösere in der Nachbarschaft. Das Laufende Geschäft ist erträglich, aus dem Konsortialverkehr aber nur Uebles zu melden. Ringsum Mißtrauen und Verkennung. Unser argloses Planen wird gehässig entstellt, unsere Absicht, in friedlichem Wettbewerb die Kräfte zu regen, mit nie ermüdendem Eifer verleumdet. Die übliche Taktik. Wer Fehler gemacht hat, hält immer mindestens ein Sündenböckchen in Bereitschaft, will immer beweisen, daß gerade er an der Versäumniß unschuldig ist. Doch im Reichsparlament ist mit solchen verbrauchten Kniffen nichts zu erreichen. Da sitzen unabhängige Männer, die genau wissen, was zu leisten war und geleistet worden ist, und die für den Versuch der Geschäftsleiter, in Schönrednerpose sich von der Verantwortlichkeit zu entlasten, nicht zu haben sind. Sicher steht schon am ersten Tag Einer auf und bittet, das Hohe Haus nicht länger mit Spukgeschichten zu schrecken. Fragt, ob die theuren Häupter der Reichsbeamtenschaft gegen die fürchterlichen Zettelungen denn gar nichts vermochten. Warum man uns Jahre, Lustren lang gesagt habe, das Ansehen des Reiches sei über alles Erwarten

gewachsen, wir gingen im schnellsten Marschtempo herrlichen Tagen entgegen und hätten unter zärtlichen Anerbietungen aller Sorten die Wahl. Warum, da man nun eine so schlechte Bilanz vorlegen müsse. Und so weiter. An Gegenständen kanns dem kritischen Bestreben diesmal nicht fehlen. Die Vertheilung der neuen Lasten ist an einzelnen Stellen recht anfechtbar. Zum ersten Mal wird dem Reich das Odium direkter Steuern aufgebürdet. Nur ungern, nach hartnäckigem Widerstand, haben die Vertreter der größten Bundesstaaten diesen Schritt vom gebahnten Weg mitgemacht und Mancherlei wäre darüber zu sagen. Auch über die neuen Kriegsschiffe, deren Konstruktion den Sachverständigsten vorbehalten und dem Einspruch des Kriegsherrn entzogen sein muß, damit nach ein paar Jahren nicht wieder über minderwerthiges Material geklagt werden kann. Und Südwestafrika; und die von der Britenschlauheit durchgesetzte Aenderung der Neutralenpflicht, die uns, in ihrem jetzt ohne Protest anerkannten Umfang, die letzte Möglichkeit nehmen soll, unseren überseeischen Besitz in Kriegszeiten zu schützen; und das Verhältniß zu den Westmächten. Sicher wird vor dem Christfest schon, in der Generaldiskussion des Reichshaushaltes, über all diese Dinge das Nöthigste gesagt. Denn der Deutsche ist ehrlich, fürchtet nur Gott und verschmäht die Heuchlersitte, eigene Fehler auf Andere abzuwälzen. Gewiß hören wir bald harte Rüge und die Mahnung, zunächst, ehe man den Nachbar bösen Trachtens bezichtige, aufrichtig und ohne falsche Scham Irrthum und Unterlassung vor den Volksgenossen zu bekennen. Nein. Die Tage verstreichen: und Lobgesang hallt jauchzend vom Kuppelgewölbe wider. Die Sprecher der großen Parteien sind mit der Reichsbilanz sehr zufrieden; finden wenigstens, sie könne, rebus sic stantibus, gar nicht besser sein. Nur Herr Bebel zürnt und schwingt die Zuchtruthe. Die aber am Bundesrathstisch Keinen mehr ängstet. Ein Anwalt, der seit Jahren in jeder Generalversammlung schimpft und dem man nachrechnen kann, daß alle von ihm bekämpften Maßregeln der Gesellschaft nur vorwärts geholfen haben, darf auf Wirkung nicht hoffen. Ein Abgeordneter, der Bismarcks internationale Politik dumm und schändlich fand, hat gegen den Durchlauchtigen von heute kein Schwert. Die Sozialdemokratie ist die ungefährlichste Opposition geworden, die man erträumen könnte; und eine andere ward längst nicht mehr gesehen. Alles in schönster Eintracht. Kaum hat ein Zufallswörtchen angedeutet, in der Wilhelmstraße könne Etwas versäumt worden sein, da zieht der Right Honourable es auch schon wieder zurück oder mildert's doch zu bescheidener Frage. Der Kanzler hat gethan, was ein sterblicher Mensch irgend vermochte. Ohne Schuld und Fehle hat er bewahrt die reine Seele. Ists etwa seine Schuld, daß wir in einer so argen Welt leben?

Wären Alle wie Dieser, dann dürfte die Menschheit jubeln. Kurz und gut: er hat den Dank der Nation (und eigentlich auch den Nobelpreis) verdient.

In dem Apostelbrief, der die Römer lehrt, wie sie sich gegen die Obrigkeit verhalten sollen, steht die Weisung: „Zoll, dem der Zoll gebühret, Furcht, dem die Furcht gebühret, Ehre, dem die Ehre gebühret!" Danach muß man heute noch handeln. Zuerst also eine Verbeugung vor dem hohen Herrn, dessen schlaue Regiekunst der Erfolg lauter lobt, als armsälige Worte vermöchten. Schon der Parlamentarische Abend als Ouverture: der galligste Krittler mußte begeistert Bravo rufen, als ers erfuhr. Theaterpächter, die für ihr neues Unternehmen Stimmung machen wollen, geben den Rezensenten Sekt und Kaviar. Im Kanzlerhaus werden, ehe im Wallotbräu das Treffen beginnt, fünfzehnhundert Mann gespeist; und der durch die Säle schweifende Blick kann sich, wie der Geheime Hammann auf dem Thrönchen sagen würde, der Wahrnehmung nicht verschließen, daß Parlament und Presse die weit überwiegende Mehrheit haben. Das Bischen Speise und Trank machts ja nicht; wer aber möchte den Herrn, der heute der liebenswürdigste Wirth ist, morgen mit unsanfter Rede kränken? Selbst unter Barbaren ist der Gast ein persönlich verpflichteter Mann. Ein allerliebster, höchst patriotischer Einfall. Die Püppchen waren geknetet und zugerichtet und wunderten sich gar nicht, als sie erkannten, daß der dickste Stein über Nacht verschwunden war. Alles, hatte man im Sommer gedacht, mag im Reichstag ohne unbequem heftigen Widerspruch hingenommen werden: doch die Debatte über Afrika wird den regirenden Herren den Angstschweiß aus den Poren treiben. Und nun? Als die Reichstagssession in Sicht kam, brachte jeder Tag neuen Heiles Kunde aus Südwest. Hendrik gefallen (dieser Witbooi starb Euch sehr gelegen; wenn er nur nicht aufersteht), sein Anhang entwaffnet und gefangen. Der Krieg, dessen Ende Sachkundigen noch unabsehbar schien, hat plötzlich seine Schrecken verloren und der neue Gouverneur, der, trotz einer nicht von ungemeiner Geschicklichkeit zeugenden Antrittsrede, noch als providentieller Mann gilt, verhandelt schon über den Friedensschluß. Mit wem? Mit versprengten Häufchen oder mit ansehnlichen Theilen der Hottentotenmacht? Ihr werdets früh genug erfahren. Einstweilen sind die Depeschen noch nicht ganz durchsichtig; die Zahl der zur Unterwerfung Bereiten bleibt Tage lang im Dunkel. Gewiß nur, damit die Engländer nicht zu viel hören und Herrn von Lindequist das Spiel verderben Jedenfalls: changement à vue. Ein nahes Ende abzusehen; und dann gehts rasch bergan. Das lange Versäumte ist nachgeholt worden. Die deutschen Männer, die drüben alle Qualen eines Buschkrieges in wasserlosem Land, alle Tücke eines bestialischen Feindes erduldet hatten und über deren Heldenleistung in

den hohen Regionen der Heimath kaum je ein Wort gefallen war, bekamen schon in der Thronrede „warmen Dank und stolze Anerkennung“. Dem Generallieutenant von Trotha, der im Reichstag, ohne bei den Olympischen Schutz zu finden, einem Fleischerknecht verglichen worden war, wurde der Orden Pour Le Mérite verliehen und bescheinigt, daß er „das in seine Einsicht und Kriegserfahrung gesetzte Vertrauen in vollstem Maße gerechtfertigt“ habe. Auch des Kanzlers Mund floß nun vom Lob des Heimkehrenden über (der dem Grafen Hülsen-Haeseler vom Alexanderregiment her, wo Beide gegen Ende der achtziger Jahre Compagniechefs waren, befreundet ist und wohl auch selbst noch das Ohr des Monarchen hat) und vertheidigte sogar den zu viel beschwatzten Erlaß, den Trotha auf berliner Befehl zurücknehmen mußte. Alles sehr erfreulich. Und die Frage, weshalb dem jetzt so eifernd gerühmten Mann, als er vor dem Feind stand, das Leben so sauer gemacht wurde, braucht ja nicht beantwortet zu werden. Welche verfängliche Kolonialfrage denn überhaupt? Gegen die Versandung von Swakopmund war nichts gethan worden. Unsummen wurden der Firma Woermann an Liegegeldern bezahlt. Riesenbeträge für Vieh, Karren, Kutscher und Treiber ausgegeben. Und doch war die Verpflegung unserer Truppen nicht gesichert. Im April hatte Trotha den Bau der Eisenbahn auf dem Baiweg, zunächst bis Kubub, „als absolute Nothwendigkeit“ gefordert. Im Juli wiederholte er die Forderung und telegraphirte: „Wir sind jetzt von der Gnade der englischen Kapregirung abhängig, die nach ihrem Belieben uns die Möglichkeit einer Kriegführung im südlichen Theil der Kolonie wie auch überhaupt die Verpflegung größerer Truppenstärken und der Civilbevölkerung während der Friedenszeit unterbinden kann. Jetzt für Augenblicksbedarf ausgegebenen Millionen kommen fast durchweg der Kapkolonie zu Gut, während Eisenbahnbau wirthschaftlich dauernder Werth für uns wäre.“ Drei Wochen danach: „Sofortiger Bau Eisenbahn Lüderitzbucht-Kubub für Fortführung der Operationen dringend erforderlich. Trotz Aufwendung von jetzt monatlich anderthalb Millionen Mark Betriebskosten auf dieser Strecke ist Verpflegung und Materialnachschub nicht gesichert.“ Das war die Meldung vom zehnten August. Am elften Dezember (wo wir auch erfahren, daß in den letzten drei Monaten nur hundertsiebenzehn farbige Männer gefangen worden sind) noch immer die selbe Bitte: Nur die Bahn Lüderitzbucht-Kubub kann die Schwierigkeit der Verpflegung mindern. Acht Monate nach der ersten dringlichen Forderung wird der Reichstag ersucht, das zum Bahnbau nöthige Geld zu bewilligen. Wer fragt nach der Ursache solcher Verschleppung? Wer nach den Quellen der Rentabilitätberechnungen, die den Reichstag Jahre lang über den Status der Kolonie getäuscht haben? Wer

verlangt noch, zu wissen, nach welchem System die Lieferungen, über die drüben so bitter geklagt wird, vergeben wurden? Warum die Firma Von Tippelskirch & Co. das Privilegium schnappte? Was aus dem Plan des mächtigen und pfiffigen Geheimrathes Golinelli geworden sei, der die Kolonie in zwei Gouvernements, ein südliches und ein nördliches, theilen wollte? Ob die Gelegenheit, die Walfischbai unter uns günstigen Bedingungen von den Briten zu erwerben, nicht versäumt worden ist? (Herr von Eckhardtstein könnte darüber vielleicht den Landsleuten nützliche Auskunft geben.) Einstweilen fragt Niemand danach. Das Schlimmste ist ja überstanden; und für das noch Uebrige läßt man den Herrgott und Lindequist sorgen. Der Reichstag, der mit Tausendmarkscheinen knausert, hat nichts dagegen einzuwenden, daß eine Viertelmilliarde müßig verthan ist. Das Bouquet der neuen Steuern duftet ihm nicht so süß, wie er gehofft hatte, und er rafft sich wohl gar zu der Großthat auf, ein paar Zierpflänzchen (deren Schicksal der kluge Gärtner voraussah) vom Stengel zu reißen. An der Bilanz der internationalen Politik findet er aber nicht das Allergeringste auszusetzen. Das vermochte Regiekunst zu erreichen. Drum: Ehre, dem die Ehre gebühret.

Sind die von den Mitbürgern ins Reichswächteramt Berufenen denn nun wirklich überzeugt, daß die Geschäftsleitung nur Lob verdient? Den Ausdruck einer Ueberzeugung müßte auch der anders Urtheilende mit schuldigem Respekt hinnehmen. Die Spitzen und Stützen der Fraktionen dünkeln sich aber Diplomaten und glauben, Talleyrand habe ein Zunftgeheimniß ausgeplaudert, als er einen Vers des gallischen Komoeden, frei nach Plutarch und Voltaire, in den Satz verwitzelte: La parole a été donnée à l'homme pour déguiser sa pensée. Sie sind von der Leistung des Fürsten-Reichskanzlers auf dem Hochlande der Politik durchaus nicht entzückt und zählen im Privatgespräch mit banger Miene all seine Fehler auf. Kommts aber zu öffentlicher Diskussion, dann träuft nur Honig von ihrer Lippe. Die Kritik der Auswärtigen Angelegenheiten ist schwerer als jede andere; man muß Etwas gelernt und ohne Pause fleißig gearbeitet haben, um ernsthaft mitreden zu können. Wer bequemt sich in solches Joch? Die Meisten sind schon stolz, wenn sie die wichtigsten Vorlagen durchblättert haben. Da deutsche Abgeordnete noch immer nicht hoffen dürfen, eines Tages als gebietende Herren in die Häuser 76 und 77 der Wilhelmstraße einzuziehen, und da von internationaler Politik im Reichstag nur selten (und dann mit abergläubiger Scheu) geredet wird, fehlts an Spezialisten für dieses Fach. Ich möchte wetten, daß von den ehrenwerthen M. d. R. kein einziges die Beziehungen des Scherifenreiches zu den europäischen Großmächten sorgsam studirt oder sich auch nur die Mühe gemacht hat, während des-

letzten Halbjahres das von englischen und französischen Publizisten Geschriebene zu lesen. Jede Fraktion hat Sachverständige für Zölle, Steuern, Militär, Marine, Justiz, für Schul-, Kirchen-, Kolonial- und Sozialpolitik. Das Auswärtige besorgen die Führer im Nebenamt. Sachkenntniß, die Vorbedingung aller Kritik, fehlt also; und wenn Unwissenheit nicht wenigstens schüchtern ist, wird sie lächerlich. In so schwierigem Gelände ist die Opposition auch nicht ganz gefahrlos. Die Stimmen, die sie braucht, um ihr Leben zu fristen, findet die Regirung immer (Caprivi und Hohenlohe habens als Mehrer des Reiches den Zweiflern bewiesen): und sie hat Mittel genug, Hilfeleistung und Gegnerschaft zu vergelten. Manches Verlangen muß man ja ablehnen, manche oben unerwünschte Forderung durchzusetzen versuchen. Denn der Wähler wills. Internationale Fragen bekümmern ihn nicht und die Diplomatik hält er für eine Geheimwissenschaft, deren Mysterien mit seinen Schlüsseln und Schrauben nicht beizukommen ist. Auf diesem Gebiet kann der Erwählte sich also willfährig zeigen, ohne das Mandat zu gefährden. Noch eine andere Erwägung stellt sich zu rechter Zeit ein. Im Kampf gegen das Ausland darf der Patriot seine Regirung nicht im Stich lassen; mag sie noch so viele Fehler gemacht haben: sobald sie das Vaterland gegen fremden Anspruch vertritt, muß alle Kritik schweigen. Oft habe ichs in diesen Tagen gehört. Vor einer Kriegserklärung ließe ich mirs gefallen. Wird aber jede Dummheit gelobt, weil der Tadel im Ausland Freude erregen könnte, dann darf man auch nicht klagen, wenn sich die Dummheiten häufen. Nur feige Bequemlichkeit giebt solchen Rath. Ward er im Kampf um Tarife, Meistbegünstigung, Seuchenkonvention je befolgt? Da sucht jede Klasse ihren Profit und fragt nicht, ob die Regirung allein im Feuer bleibt; vor solchem Kampf wird deshalb auch mit den Parteien „Fühlung genommen“. Der Reichstag hat die Pflicht, vor falschen Wegen zu warnen und, wenn sie ohne sein Wissen beschritten sind, schleunigen Rückzug zu heischen, so lange der ohne Schmach möglich ist. Ein Parlament, das den Lebensfragen der Nation die Antwort versagt, hat kein Recht zur Beschwerde über Geringschätzung. Campbell-Bannerman, Balfours Nachfolger, wird gerühmt, weil er den Muth hatte, den Burenkrieg, während englische Truppen in Afrika fochten, als ein thörichtes Abenteuer zu verurtheilen. Jaurès wird als Heros gepriesen, weil er, trotz der nahen Kriegsgefahr, gegen Delcassé für den deutschen Anspruch eingetreten ist. Diesen Männern bestreitet Niemand den Patriotenruhm; auch den Russen nicht, die den mandschurischen Feldzug hindern wollten. Wir aber sollen fromm die Hände falten und der in Seiner Durchlaucht verkörperten Vorsehung blind vertrauen. Im Reichstag wird dieser Wunsch erfüllt. Weil jede

Fraktion fürchtet, aus nützlicher Gunst verdrängt zu werden. Weil kein Abgeordneter sich bemüht hat, im Dickicht internationaler Politik heimisch zu werden. Weil kein Leithammel die Heerde führt. Und weil der Kanzler so nett ist, so artig und so beredt; ein Herr, dem Satanas selbst nicht böse sein könnte.

Dem Direktor einer Aktiengesellschaft wird das Leben nicht so leicht gemacht. Keiner hätte die Rede, die ich einem berühmten Muster nachbildete, wirklich zu halten gewagt. Keinem wäre solcher Geschäftsbericht verziehen worden. Der Deutsche Reichstag hat eine nicht minder klägliche Bilanz ohne Protest genehmigt und dem verantwortlichen Geschäftsführer eine Dankeshymne gesungen. Ein Skandal? Nein. Mehr zwar, als der Nüchternste erwarten konnte. Im Grunde aber nur eine neue Bestätigung der Thatsache, daß für Leute, die der Menge Abwechselung und Amusement zu bieten verstehen, das Regiren kein schweres Geschäft ist. Von Neros bis auf Louis Napoleons Sonnentage hats Mancher erfahren. Der Neffenthron stand noch fest, als 1857 die Brüder Goncourt in ihr Tagebuch schrieben: Un gouvernement serait éternel, à la condition d'offrir, tous les jours, au peuple un feu d'artifice.

*

In dem selben Jahr schrieb Bismarck, Preußens Gesandter beim Bundestag, aus Frankfurt an den Generaladjutanten Leopold von Gerlach:

„Wir müssen sagen, wie der Schäfer in Goethes Gedicht: ‚Ich bin heruntergekommen und weiß doch selber nicht, wie.‘ Wir haben keine Bündnisse und treiben keine auswärtige Politik (Das heißt: keine aktive), sondern wir beschränken uns darauf, die Steine, die in unseren Garten fallen, aufzusammeln und den Schmutz, der uns anfliegt, abzubürsten, wie wir können. Wenn ich von Bündnissen rede, so meine ich damit keine Schutz- und Trutzbündnisse, denn der Friede ist noch nicht bedroht; aber alle die Nuancen von Möglichkeit, Wahrhaftigkeit oder Absicht, für den Fall eines Krieges dieses oder jenes Bündniß schließen, zu dieser oder jener Gruppe gehören zu können, bleiben doch die Basis des Einflusses, den ein Staat heutzutage in Friedenszeiten üben kann. Warum sollte Jemand Etwas für uns thun und sich für unsere Interessen einsetzen? Hatte denn Jemand von uns Etwas dafür zu hoffen oder zu fürchten, wenn er uns den Gefallen that oder nicht? Daß man in der Politik aus Gefälligkeit oder aus allgemeinem Rechtsgefühl handelt: Das dürfen Andere von uns, wir aber nicht von ihnen erwarten Wollen wir so isolirt, unbeachtet und gelegentlich schlecht behandelt weiter leben, so habe ich freilich keine Macht, es zu ändern ... Höflichkeit ist eine wohlfeile Münze; und wenn sie auch nur dahin führt, daß die Anderen nicht mehr glauben, Frankreichs seien sie gegen uns immer sicher und wir jederzeit hilfsbedürftig gegen Frankreich, so ist Das für Friedensdiplomatie ein großer Gewinn. Wenn wir diese Mittel verschmähen, sogar das Gegentheil thun, so weiß ich nicht, warum wir nicht lieber die Kosten der Diplomatie sparen. Selbst in Berlin kenne ich nachgerade nur einen sehr kleinen Kreis, bei dem das Gefühl der Bitterkeit nicht durchbräche, sobald von unserer auswärtigen Politik die Rede ist. Unsere inneren Verhältnisse leiden unter ihren eigenen Fehlern kaum mehr als unter dem peinlichen und allgemeinen Gefühl unseres Verlustes an Ansehen im Ausland und der gänzlich passiven Rolle unserer Politik.

Wir sind eine eitle Nation; es ist uns schon empfindlich, wenn wir nicht renommiren können, und einer Regirung, die uns nach außen hin Bedeutung giebt, halten wir Vieles zu Gut und lassen uns Vieles gefallen dafür, selbst im Beutel. Können Sie mir nun ein Ziel nennen, das unsere Politik sich etwa vorgesteckt hat? Glauben Sie, daß bei den Leitern der anderen großen Staaten die selbe Leere an positiven Zwecken und Ideen vorhanden ist? Können Sie mir ferner einen Verbündeten nennen, auf den wir zählen könnten, wenn es heute gerade zum Kriege käme? Wir sind die gutmüthigsten, ungefährlichsten Politiker: und doch traut uns eigentlich Niemand. Ich wundere mich, wenn es bei uns noch Diplomaten giebt, denen der Muth, einen Gedanken zu haben, denen die sachliche Ambition, Etwas leisten zu wollen, nicht schon erstorben ist. So weiter zu vegetiren: dazu bedürfen wir eigentlich des ganzen Apparates unserer Diplomatie nicht. Die Tauben, die uns gebraten anfliegen, entgehen uns ohnehin nicht; oder doch: denn wir werden den Mund schwerlich dazu aufmachen, falls wir nicht gerade gähnen... Ich habe, was das Ausland anbelangt, in meinem Leben nur für England und seine Bewohner Sympathie gehabt und bin stundenweise noch nicht frei davon; aber die Leute wollen sich ja von uns nicht lieben lassen. England kann uns keine Chancen maritimer Entwickelung in Handel oder Flotte gönnen und ist neidisch auf unsere Industrie. Es wird anfangen, zu erkennen, wie wichtig ihm die Alliance mit uns ist, wenn es erst fürchtet, sie an Frankreich zu verlieren. In Friedenszeiten halte ich es für muthwillige Selbstschwächung, sich Verstimmung zuzuziehen oder solche zu unterhalten, ohne daß man einen praktischen politischen Zweck damit verbindet. Eine passive Planlosigkeit, die froh ist, wenn sie in Ruhe gelassen wird, können wir in der Mitte von Europa nicht durchführen; sie kann uns heute eben so gefährlich werden, wie sie 1805 war, und wir werden Amboß, wenn wir nichts thun, um Hammer zu werden."

Klingen diese Sätze aus dem Jahr 1857 nicht, als wären sie, zur Charakterisirung unserer Politik, gestern geschrieben? Der beste Redner hätte auf die Wehklage des Kanzlers nichts Wirksameres zu erwidern vermocht. Der Hinweis auf den Wandel der Zeit wäre ihm freilich nicht erspart worden. Damals Preußen, jetzt Deutschland; damals Europa, jetzt der Erdball als Kampfplatz. Ist der Einsatz dadurch etwa geringer, die Gefahr kleiner geworden? Auch damals hatten die Radowitz und Manteuffel eine große Gelegenheit verpaßt: den Krieg der Westmächte gegen Rußland. War lange vergebens um Britaniens Liebe geworben, bei alten Freunden Mißtrauen geweckt worden. Was Treitschke über die ersten Jahre Friedrich Wilhelms des Vierten gesagt hat, galt auch noch für die Tage der provisorischen Regentschaft, die Zeit vor der Neuen Aera: „Preußen stand in der diplomatischen Welt so einsam wie seit Jahren nicht. Kaum war die Kriegsgefahr vorüber, so bemerkte man bald, daß Preußen jetzt auch an den kleinen deutschen Höfen weniger geachtet war als einst unter dem alten König. Die ruhige Würde des Vaters erweckte Vertrauen, die bewegliche Geschäftigkeit des Sohnes Zweifel und Argwohn." Auch jetzt ist, wie damals, Alles im Fluß. Die alten Alliancen gelockert und werthlos geworden. (Oesterreich könnte uns in einem Krieg gegen die Westmächte nicht helfen und Italien würde so-

gar der Wille zu dem Versuch fehlen.) Rußland ohnmächtig und vor der Gefahr des Zerfalles. In Ost und West neue Großmächte: die Vereinigten Staaten und Japan; Beide von kaum zu überschätzender Expansivkraft, Beide Schreckgespenster für die Wirthschaft Europas. Vom Osten droht die Erweckung Chinas, vom Westen der Bau des Panamakanals. Wie lange kanns noch dauern, bis die Lebensbedingungen des Welthandels völlig verändert sind? Frankreich ist durch sein wichtigstes Zukunftinteresse an England gekettet; wenn es die entente cordiale aufgäbe, müßte es für Indochina und Madagaskar zittern. Das war nicht der unwesentlichste Gewinnposten des britisch-japanischen Bündnisses. Und wir? Wir jammern über den bösen Nachbar, der uns nicht in Frieden leben läßt, und „beschränken uns darauf, die Steine, die in unseren Garten fallen, aufzusammeln und den Schmutz, der uns anfliegt, abzubürsten, wie wir können." Und der Reichstag ist damit vollauf zufrieden.

Auch die Oeffentliche Meinung, die für drei bis acht Mark ein Vierteljahr lang ins Haus geliefert wird. Sie hat die Reden des Kanzlers (drei in drei Tagen) als „staatsmännische Thaten" gefeiert. Darüber wundert sich kein Erwachsener mehr. Nicht so hold war der Widerhall, den diese Reden im Ausland fanden; auf das sie doch wirken sollten. Die Antworten waren nicht von Zorn oder Haß diktirt; sie klangen spöttisch. Der Zwist mit Frankreich, hieß es, ist ja beseitigt, in vier Wochen gehts nach Algesiras und der Kanzler hat selbst die loyale Haltung Rouviers gelobt; warum gräbt er die Streitaxt nun wieder aus? Warum hadert er, nicht laut, doch für feine Ohren vernehmlich, mit Delcassé und Lansdowne, die Beide nicht mehr im Amt sind? Warum beschuldigt er das englische Volk des Deutschenhasses, da er doch friedliche Verständigung wünscht und gerade jetzt, sicher nicht ohne seine Zustimmung, hohe Beamte, Aelteste der Kirche und Kaufmannschaft für solche Verständigung agitiren? Diese Fragen sind berechtigt. Die rhetorische Leistung des Fürsten Bülow, über die selbst deutsche Zunftgenossen die Köpfe schüttelten, wäre unbegreiflich, wenn man nicht annehmen müßte, er habe die Reden in einer Zeit vorbereitet, wo er noch glaubte, sich gegen Angriffe wehren zu müssen. Da ein ernst zu nehmender Gegner sich aber nicht gemeldet hatte, verstand man draußen nicht, wozu der oft beschnüffelte und beleckte Brei noch einmal aufgewärmt ward. Die Mühe, diese Reden ausführlich zu kritisiren, würde schlecht belohnt; Neues brachten sie nicht und das Alte wird der Nachprüfung erst bedürfen, wenn das französische Gelbbuch über Marokko aufmerksam durchgelesen und der deutschen Darstellung verglichen ist. Einstweilen kann das unbestochene Urtheil nur lauten: Die Reden gaben ein allzu unvollständiges Bild der politischen Entwickelung

und verfehlten ihr wichtigstes Ziel; nur die oratorische, nicht die taktische Leistung ist zu loben. Für den Reichstag war nicht mehr nöthig; der blieb sogar stockernst, als der Kanzler erzählte, er habe den Kaiser veranlaßt, nach Tanger zu gehen. Saluons et passons ... Deutschland wird verkannt und verleumdet. (Trotzdem es vor einem Jahr noch, wie wir oft genug hörten, allen Großmächten innig befreundet war; und gegen die Bosheit sind seine Vertreter machtlos.) Deutschland wollte in Marokko nur sein Handelsinteresse wahren. (Und darum wurden die Herren Radolin, Tattenbach, Henckel, Betzold, Rosen in Bewegung gesetzt? Darum der Kaiser ersucht, in Tanger zu landen? Herrn von Holstein nach hartem Kampf das Maroquinaktenbündel entwunden? Frankreich mit Kriegsschrecken geängstet und noch näher an England gedrängt? Das Deutsche Reich wäre am Ende doch stark genug, um einen so unbeträchtlichen Erfolg mit geringerem Kraftaufwand zu erringen). Deutschland muß noch viel stärker werden; so stark, daß es ohne Bundesgenossen seine Stellung vertheidigen kann. (Auch gegen die vereinten Flotten der Westmächte?) Das Alles klingt wie eine Bankeroterklärung der Diplomatie. Fürst Bülow hat mancherlei Talente. Er spricht sehr gut, bleibt in Redekämpfen stets Sieger über Bebel und Genossen, weiß Menschen zu behandeln und die ihm unentbehrlichen Parteien so klug zu streicheln wie Gladstones old parliamentary hand; auch auf fremdem Gebiet (seine Steuerrede beweist es) vermag er sich mit seiner Fähigkeit rascher Auffassung so geschickt vorwärtszutasten, daß er sachverständig erscheint, so lange ihm peinliche Fragen erspart bleiben; sein Wesenston hat sich dem des Kaisers klug angepaßt; fast Alles, was er für die innere Politik thut, ist vernünftig und die Gewandtheit, die er bei der Versöhnung der Agrarier gezeigt hat, höchsten Lobes werth. Dazu eine achtbare Bildung, guter Wille und die Journalistengabe, für ein paar Stunden sich mit Spezialkenntnissen und ad hoc gewählten Citaten vollzusaugen. Das ist nicht wenig, ist mehr, als selbst von einem in Prachtausgabe erschienenen Boetticher zu erwarten wäre. Fehlt nur der schöpferische Geist. Wo ist in diesen zierlich gebundenen Sträußen ein Halm, der auf eigener Gartenerde wuchs, wo in all diesen polirten Reden ein selbst gefundener, vorwärts weisender Gedanke? Der Panegyrist, der einen findet, mag seinen Namen neben den des Plinius ins Buch der Geschichte schreiben.

Noch Etwas fehlt: das eigentliche Talent für internationale Politik. Der gescheite und behende Mann kennt die psychische Verfassung fremder Völker nicht, auch ihre Geschichte nicht immer so gut, wie es zu wünschen wäre, und kann die Wirkung seines Handelns drum nicht ermessen. Sonst hätte er seinen Herrn ersucht, nicht durch Reden den Schein zu schaffen, das Deutsche

Reich erstrebe ein Weltarbitrium nach römischem Muster; hätte die Franzosen nicht gedemütigt, ohne sie, wenn es thun zu müssen glaubte, auf Jahrzehnte hinaus zu schwächen; in der Zeit russischer Ohnmacht um jeden nicht schmählichen Preis einen Konflikt mit England vermieden; und den Westmächten nicht über die ihrer Verständigung hinderlichste Reibungfläche weggeholfen. Das ist nur die neuste Fehlerliste. Wir dürfen ja hoffen, daß Alles noch vor der Silbernen Hochzeit des Kaisers wieder in leidliche Ordnung kommt. Die Notabeln mahnen zur Erneuerung deutsch-britischer Freundschaft. (Wenn wir, wie der Kanzler sagt, ganz ohne unser Verschulden gekränkt worden sind, sollten wir lieber warten, bis der Vetter uns die Hand entgegenstreckt.) Und da die Briten schon jetzt überzeugt sind, daß die dem fatherland ertheilte Lektion nicht nutzlos bleibt, werden sie sich nicht allzu lange sträuben und, wenn nur der Vortheil eingeheimst wird, lächelnd bekennen, daß auch im Inselreich gesündigt ward. Dann findet Fürst Bülow sich vielleicht in ewigem Glanz: und ahnt gar nicht, was inzwischen verloren wurde. Die Hoffnung, bald, nach friedlicher oder kriegerischer Auseinandersetzung mit Frankreich, unser Landheer verkleinern und das dadurch ersparte Geld still für die Flotte verwenden zu können; so leise und unauffällig, daß nirgends Verdacht entsteht. Die Möglichkeit, die Westmächte einander fern zu halten und dafür zu sorgen, daß an der Gibraltarstraße der Zankapfel nicht verschwindet, bis Rußland wieder wehrfähig, der Interessenstreit zwischen Amerika und England, Amerika und Japan fühlbarer geworden ist und ein seriöserer Erbe des Herrn Roosevelt auf zwei Weltmeeren manövriren kann. Das ist unwiederbringlich dahin. Und darum, Durchlaucht, hat sichs gehandelt. Wir brauchten Zeit, Ruhe, unverdächtige Mehrung moderner Machtmittel. Zweimal konnte das Tempo der Entwickelung, die uns Raum schaffen sollte, beschleunigt werden: während England und während Rußland in Noth war. Beide Gelegenheiten sind versäumt worden. Seitdem mußten wir bedenken, daß England vielleicht den Ausbau unserer Flotte und die Vollendung des Panamakanals nicht abwarten werde, und für diesen Nothfall uns hinter den Vogesen ein Faustpfand sichern. Auch damit ists nun vorbei. Die schönste Rede kann den Briten nicht mehr von dem Gedanken abbringen, daß in Deutschland ihm der gefährlichste Gegner erwächst; und in Frankreich treibt neuer Groll zu neuer Rüstung und kein deutscher Staatsmann könnte ungestraft wagen, nach den pariser Verhandlungen und der Marokko-Konferenz sich an der Republik von britischer Willkür schadlos zu halten. Denn die Franzosen haben ja gethan, was wir wollten, haben Herrn Delcassé, wie einen im Weinkeller ertappten Lakaien, weggejagt; und die internationale Anstands-

pflicht verbietet, nach abgeschlossenem Handel mit neuen Forderungen zu kommen. (Seit Jahren beriefen sich die deutschen Gesandten und Botschafter, wenn ihre Liebe Mühe unbelohnt blieb, auf Delcassé als auf den Unheilstifter, der ihren Sieg hindere; ihr Herr mußte antworten, so lange die Gefahr eines Zusammenstoßes mit England nicht beseitigt sei, könne er sich keinen nützlicheren Minister wünschen als diesen kleinen Hitzkopf, der sicher in jede über Nacht aufgestellte Falle tappe.) War das Alles wirklich nicht früh zu errechnen? Nicht von Einem, dem Wortgespinnste die Dinge verhüllen und der sich, zum Beispiel, allen Ernstes einbildet, der Dreibund müsse zu neuem Leben erwachen, weil aus Berlin artige Phrasen nach Rom geflattert sind und von irgend einem Tittoni in der selben Tonart erwidert wurden. (Als ob in Italien ein Politiker von halbwegs gesundem Menschenverstande daran denken könnte, jemals in einem Kriege gegen die Westmächte, die Gebieter im Mittelmeer, das Schwert zu ziehen!) Von Dem nicht. Einem Anderen aber wäre diese Rechnung wichtiger gewesen als die Sorge für unseren armsäligen Handelsverkehr mit dem Scherifenreich. Doch der Reichstag jauchzt, weil im Sultanat des Westens auch für uns die Thür offen bleibt. Und man dürfte den Kanzler nicht schelten, wenn er sich in diesem Spiegel mit dem Lorber geschmückt sähe.

*

Als Bismarck seinen Grimm über die Unfruchtbarkeit preußischer Diplomatie ausstöhnte, war Unersetzliches noch nicht verloren. Der dänischen und der deutschen Frage konnte die Preußens Willen zum Leben bejahende Antwort gefunden und im Mitrailleusenfeuer dann die Kaiserkrone geschmiedet werden. Der Weg auf die Höhe war, trotz Radowitz, Manteuffel, Schleinitz, gangbar geblieben und ein Zunftmeister, den der bescheidene König gern und stolz gewähren ließ, wußte in Ost und West den Neid zu entwaffnen. Oft haben in Petersburg und London seitdem die Klügsten gefragt, warum man nur so dumm gewesen sei, Preußen in Deutschland zur Vormacht werden und mit den Bruderstämmen Frankreich niederwerfen zu lassen. Solcher Treppenwitz war unschädlich. Ob auch jetzt das von der Minute Ausgeschlagene uns noch einmal geboten wird? Polen, das als Staatsindividualität längst eingeurnt schien, träumt recht laut schon von Auferstehung; und es giebt sogar an Fürstenhöfen Leute, die sagen, die deutsche Frage könne ein zweites Mal streitig werden. Der Tag ist nicht fern, der auf dem Thron der nach Preußen stärksten Bundesstaaten katholische Königinnen sehen wird... Welcher vom Volk Erkürte denkt daran? Denkt in den Tagen des solstitium brumale an die Möglichkeit politischer Sonnenwende? Den Julblock angezündet! Und tanzet, Männlein und Weiblein, weil das Leben so schön ist, mit verbundenen Augen heiter ums Freudenfeuer!

❦

Skepsis und Realität.

„Die Anpassung der Gedanken an die Thatsachen ist das Ziel aller naturwissenschaftlichen Arbeit. Die Wissenschaft setzt hier nur absichtlich und bewußt fort, was sich im täglichen Leben unvermerkt von selbst vollzieht." Mit diesen Sätzen aus Machs „Analyse der Empfindungen" wird Jeder, welcher philosophischen Schule er angehören mag, sich völlig einverstanden erklären. Da aber das Denken fast immer ein Sprechen ist und da besonders wissenschaftliches Denken ohne Sprache ausgeschlossen erscheint, so kann man auch als das Ziel aller wissenschaftlichen Arbeit das Auffinden des richtigen sprachlichen Ausdruckes für die Thatsachen bezeichnen, was ja auch mit der bekannten Definition von Kirchhof — Erklären ist ein richtiges Beschreiben der Thatsachen — gut übereinstimmt. Diese Modifikation der Sätze Machs hätte aber zugleich den großen Vortheil, daß dabei das Subjektive so viel wie möglich eliminirt ist. Denn was sich Jemand im Stillen denkt, Das entzieht sich dem Urtheil und der Kritik; wenn er aber seine Gedanken ausspricht, vorträgt, niederschreibt oder drucken läßt, dann kann man beurtheilen, ob und wie weit sich das Gesprochene oder Gedruckte den Thatsachen anpaßt; und wenn nun ein Anderer nachweisen kann, daß die Thatsachen dieser Formulirung widersprechen, und wenn er zugleich eine andere Formulirung findet, von der er zeigen kann, daß sie sich den Thatsachen besser anpaßt, dann wird diese neue Formulirung, wenn auch mitunter nach heftiger Gegenwehr, endlich angenommen und so lange herrschend bleiben, bis sie selbst wieder das Schicksal erfährt, durch eine bessere ersetzt zu werden. Auf dieser Kritik des Gesprochenen und Geschriebenen basirt jeder Fortschritt der Wissenschaft, aber auch jeder Wechsel der Meinungen in der Politik und im täglichen Leben; und selbst die den Thatsachen und Umständen angepaßte Handlungweise, so weit sie mit Bewußtsein einhergeht, beruht auf dem selben Prinzip, weil ein nicht rein reflektorisches, sondern planmäßig bewußtes Handeln ohne eine wenigstens „im Stillen" vorausgehende sprachliche Formulirung des Planes überhaupt nicht gedacht werden kann.

Wenn aber die Anpassung der Gedanken (oder deren sprachlichen Ausdruckes) an die Thatsachen als das Ziel jeder wissenschaftlichen Forschung bezeichnet wird, dann ist damit auch die reale Existenz dieser Thatsachen implicite vorausgesetzt und allen Spekulationen, die diese Realität bezweifeln oder gar in Abrede stellen wollen, ist von vorn herein jeder Boden entzogen. Denn wenn Die Recht hätten, die behaupten, es gebe überhaupt nur Gedanken oder Bewußtseinselemente oder Empfindungskomplexe und keine ihnen zu Grunde liegende Wesenheiten, dann dürfte man nicht die Anpassung der Gedanken an die Thatsachen, sondern nur die Anpassung einer Gedankenreihe an die andere als das Ziel der wissenschaftlichen Forschung hinstellen. Nun ist ja richtig,

daß auch Das, was wir Thatsache nennen, genau genommen, nichts Anderes ist als ein Komplex von Bewußtseinselementen, weil Alles, wofür wir einen sprachlichen Ausdruck besitzen, und dazu gehören ja auch diese Thatsachen, wenigstens zu der Zeit, wo der sprachliche Ausdruck gebildet wurde, ein Element unseres Bewußtseinsinhaltes gewesen sein muß. Aber bei reiflicher Ueberlegung kommen wir doch zu dem Resultat, daß jene Bewußtseinselemente, die wir Thatsachen nennen, sich recht wesentlich von denen unterscheiden, die wir als Gedanken zu bezeichnen gewohnt sind. Schon der Umstand, daß ein so scharfer Denker wie Mach sich genöthigt sah, Thatsachen und Gedanken einander gegenüberzustellen und die Anpassung dieser an jene als das Ziel jeder wissenschaftlichen Arbeit zu bezeichnen, spricht dafür, daß hier eine wesentliche Differenz vorhanden sein muß; und zwar besteht diese Differenz ganz einfach darin, daß bei den „Elementen", die wir als Thatsachen bezeichnen, die Betheiligung des Bewußtseins entweder aufgehört hat oder wenigstens bis zur Unkenntlichkeit zurückgetreten ist, während die „Gedanken" sich immer wieder unter mehr oder weniger lebhafter Betheiligung des Bewußtseins abspielen.

Wenn ich sagen soll, wie oft die Sonne bei uns aufgeht, so erfolgt meine Antwort fast mechanisch oder reflektorisch, weil ich darüber nicht nachzudenken brauche, weil ich darüber nicht den geringsten Zweifel hege und weil ich von keiner Seite einen Widerspruch erwarte; mit einem Wort: es ist für mich und jeden Anderen eine Thatsache, daß bei uns die Sonne jeden Morgen aufgeht. Wenn ich aber daran denke, daß sich ja nicht die Sonne um die Erde, sondern diese um die Sonne dreht, daß sich also der Beobachtende mit der Erde gegen die Sonne und die Fixsterne bewegt und daß er nur deshalb von dieser Bewegung nichts merkt, weil seine ganze Umgebung mit ihm die selbe Bewegung mitmacht, so ist Dies eine ziemlich komplizirte Reflexkette im Bereich meiner Sprachmechanismen, die eben wegen ihrer Komplizirtheit unter lebhafter Betheiligung meines Bewußtseins abläuft; und wenn ich nun die Thatsache, daß wir jeden Morgen die Sonne sich über den Horizont erheben sehen können, dem hier skizzirten Gedankengange gegenüberstelle, so kann ich allerdings sagen, die Anpassung dieser Gedanken an jene Thatsache durch Kopernikus bedeute einen der größten Fortschritte, den die Wissenschaft jemals zu verzeichnen gehabt hat. Leider wird aber dieser wichtige Unterschied zwischen den Bewußtseinselementen, die für uns beinahe zu unumstößlichen Thatsachen geworden sind, und den anderen, die sich noch im Fluß befinden und fortwährenden Aenderungen unterliegen, von Vielen vernachlässigt, die dann im Recht zu sein glauben, wenn sie sagen: Da alle Bewußtseinselemente und alle psychischen Prozesse subjektiver Natur sind und da für uns überhaupt nichts Anderes gegeben ist, als was in unserem Bewußtsein erscheint oder jemals darin erschienen ist, so existiren für uns überhaupt keine Thatsachen und keine Objekte, sondern nur

ihre subjektiven Spiegelungen in unserer Psyche; und da nun die Erfahrung gelehrt hat, daß der selbe Reiz, der selbe Vorgang in der Außenwelt, das selbe „Ding an sich", auf verschiedene Sinnesnerven einwirkend, stets verschiedene Empfindungen auslöst, dagegen verschiedene Reize, auf die selben Sinnesnerven einwirkend, stets die selben Empfindungen veranlassen, „daß also die Vorgänge in der Außenwelt mit unseren Empfindungen und Vorstellungen nichts gemein haben", so sei die Außenwelt für uns ein Buch mit sieben Siegeln; und das Merkwürdigste dabei ist: die Männer, die der Naturforschung eine so trostlose Perspektive eröffnen, sind davon in solchem Maße enthusiasmirt, daß sie frohlockend ausrufen, die damit verkündete Wahrheit sei das Größte und Tiefste, was der Menschengeist je erdacht habe.*)

Zum Glück schließt aber hier die Beweisführung auch schon ihre eigene Widerlegung in sich. Denn wenn man, um zu zeigen, daß die Vorgänge in der Außenwelt mit unseren Empfindungen und Vorstellungen nichts gemein haben, sich darauf beruft, daß der selbe Reiz, auf verschiedene Sinnesnerven einwirkend, stets verschiedene Empfindungen veranlaßt, so räumt man nicht nur ein, daß es Dinge in der Außenwelt giebt, die auf unsere Sinnesnerven reizend einwirken, sondern man behauptet sogar, zu wissen, wie diese Reize beschaffen sind; denn wenn man Das nicht wüßte, könnte man ja nicht behaupten, der Reiz, der, auf verschiedene Sinnesnerven einwirkend, verschiedene Empfindungen erregt habe, sei der selbe gewesen; und eben so wenig könnte man sagen, daß verschiedene Reize, auf die selben Sinnesnerven einwirkend, stets die selbe Empfindung veranlassen, da man ja höchstens wissen könnte, daß man die selbe subjektive Wirkung verspürt hat, aber, ohne in das mit sieben Siegeln verschlossene Buch geblickt zu haben, unmöglich behaupten könnte, daß es verschiedene Reize gewesen sind, die auf die selben Nerven eingewirkt haben. Aber auch von den Sinnesorganen könnte man nicht mit solcher Bestimmtheit sprechen, wenn es wahr wäre, daß die Vorgänge und die Dinge in der Außenwelt mit unseren Empfindungen und Vorschlägen nichts gemein haben. Denn auf welchem anderen Wege können wir über die Zahl unserer Sinnesorgane und über ihre Verschiedenheit Etwas erfahren als durch unsere Empfindungen und Vorstellungen? Und wenn diese über die Dinge uns keine Aufklärung verschaffen: wie können wir dann wissen, daß wir das eine Mal den selben Reiz auf verschiedene Sinnesorgane und das andere Mal verschiedene Reize auf das selbe Sinnesorgan einwirken lassen? Man möge dagegen nicht einwenden, daß unsere Sinnesorgane nicht zur Außenwelt, sondern zu unserem eigenen Selbst gehören;

*) Diese Sätze stehen fast wörtlich in Bunges „Vitalismus und Mechanismus", 1886. Verworn aber hat sie in seiner „Allgemeinen Physiologie" (1895) beifällig reproduzirt und gesagt, daß sie genau den „subjektiven Idealismus" ausdrücken, zu dem er selbst in seiner erkenntnißtheoretischen Betrachtung gekommen sei.

denn erstens wüßten wir von ihnen gar nichts, wenn wir sie nicht besehen und betasten könnten; und zweitens wäre selbst mit diesen Hilfsmitteln unsere Kenntniß nur eine ungenügende, wenn wir sie nicht an anderen Menschen und an Thieren, die doch sicher zur Außenwelt gehören, untersuchen und mit ihnen experimentiren könnten. Und nun erinnere man sich daran, welche außerordentliche Bereicherung unsere Kenntnisse über die Struktur und die Funktion dieser Organe erfahren haben, seit man sich wissenschaftlich mit ihnen beschäftigt, und frage sich, ob es wahr ist, daß dieser Theil der Außenwelt für uns noch immer ein Buch mit sieben Siegeln ist und ob man hier wirklich behaupten kann, daß die Vorgänge und Objekte in der Außenwelt mit unseren Vorstellungen und Empfindungen nichts gemein haben. Ist für uns das Wesen des farbigen Lichtes noch eben so geheimnißvoll und eben so verborgen wie zu der Zeit, wo uns noch nichts über das Verhältniß der Wellenlänge der Lichtschwingungen zu unseren Farbenempfindungen bekannt war? Und hat uns die Spektralanalyse keine Aufklärung über die Zusammensetzung, also doch wenigstens über einen Theil des Wesens der diese Schwingungen aussendenden Stoffe verschafft? Ist die Zerlegung der Klänge in den Grundton und die Obertöne nur ein Fortschritt in der Analyse unserer Empfindungen und nicht zugleich eine Vertiefung unserer Kenntnisse über die Vorgänge in der Außenwelt, die diese Empfindungen hervorrufen? Kann man sagen, daß unsere Vorstellungen und Empfindungen mit den Vorgängen in der Außenwelt nichts gemein haben, wenn ich zeigen konnte, daß Alles, was eine Erweiterung unserer Hautgefäße herbeiführt, immer bei uns das selbe Gefühl der Wärme erzeugt, während die verschiedensten Einwirkungen, wenn sie die Hautgefäße zur Kontraktion veranlassen, unter allen Umständen das Gefühl der Kälte zur Folge haben?*) Ich denke, die Antwort auf diese Frage kann nur so ausfallen, daß damit die Unhaltbarkeit der psychomonistischen Lehre klar erwiesen ist.

Man darf sich aber auch nicht, zum Beweise unserer angeblichen Unfähigkeit, die Außenwelt zu erkennen, auf die Sinnes- und Urtheilstäuschungen berufen, weil man sich auch damit die Basis untergräbt, auf der man das Gebäude des Solipsismus aufrichten möchte. Denn wie könnte man überhaupt von Täuschungen sprechen, wenn man nicht wüßte, wie die den Außendingen richtiger entsprechenden Sinnesempfindungen beschaffen sein müßten, und wenn man nicht Mittel besäße, um sich vor Täuschungen, deren Ursache man erkannt hat, zu bewahren? Wenn ich einen Stab ins Wasser tauche und ihn im Winkel geknickt sehe, so bezeichne ich Dies als Sinnestäuschung, weil ich genau weiß, daß der Stab in Wirklichkeit gerade verläuft, wovon ich mich jeden Augenblick durch das Tastgefühl oder dadurch überzeugen kann,

*) Die Beweise hierfür gebe ich in dem nächstens erscheinenden Schlußbande („Nerven und Seele“) meiner Allgemeinen Biologie.

daß ich ihn wieder aus dem Wasser herausnehme. Also gerade dadurch, daß wir im Stande sind, den selben Gegenstand oder den selben Theil der Außenwelt auf verschiedene Sinne einwirken zu lassen, und weil wir überdies diese Einwirkung durch absichtlich herbeigeführte Veränderungen in dem Verhältniß zwischen dem Beobachter und den zu prüfenden Dingen (besonders durch Einschaltung von Meßinstrumenten, von Mikroskopen, Spektroskopen oder Teleskopen, von Reagentien und zahllosen anderen Mitteln der Forschung) fast ins Unendliche variiren können, sind wir in der Lage, immer mehr Sinnes- und Urtheilstäuschungen auszuschalten und immer tiefer in das innere Wesen der Außendinge einzudringen. Unsere Sicherheit wird aber um so größer und die Berechtigung zur Skepsis wird in dem selben Maße herabgemindert, wenn unsere Beobachtungen, Messungen und Eruirungen durch andere Beobachter kontrolirt werden, und sie erreicht einen hohen Grad von Gewißheit, sobald es gelingt, aus den beobachteten Thatsachen Schlüsse zu ziehen und Vorhersagungen abzuleiten, die später genau eintreffen. Wenn die Astronomen Jahre vorher eine Sonnenfinsterniß berechnen und diese an den vorhergesagten Orten auf die Sekunde eintritt, dann wissen wir nicht nur mit voller Bestimmtheit, daß Sonne, Mond und Erde wirklich existiren, sondern wir wissen auch, daß die Berechnungen der Bahnen und Umlaufszeiten mit der Wirklichkeit übereinstimmen. Wenn die Ingenieure den Plan und die Trace für den Simplontunnel entwerfen und diesen nach allen Richtungen im Voraus berechnen und wenn die Bohrungen nach Jahr und Tag an der berechneten Stelle zusammentreffen, dann wissen wir wieder genau, daß nicht nur der Berg mit seiner geologischen Formation und seinen Wasseradern, sondern auch die Bohrmaschinen, das Dynamit, die Ingenieure, die Arbeiter, die Wassereinbrüche, das aufgewandte Geld und tausend andere dazu gehörige Dinge wirklich und nicht nur als bloße Traumgebilde der Unternehmer und ihrer ausführenden Organe existiren. Ich aber wünschte mir, die Mienen dieser Herren beobachten zu können, wenn ihnen Jemand nach gethaner Arbeit in einer philosophischen Seance auseinandersetzen würde, daß die Außenwelt für sie nur ein Buch mit sieben Siegeln sei und daß „die Annahme einer außer unserer Psyche noch existirenden Welt jeder Berechtigung entbehrt.“*)

Was würden diese Herren aber erst für Augen machen, wenn sie erführen, daß diese Sätze nicht von Berufsphilosophen ausgesprochen wurden, die sich die Männer der Praxis gern als weltfremde Gelehrte vorstellen, sondern von Naturforschern und speziell von Physiologen, deren Beruf es mit sich bringt, daß sie dem belebten Theil der Außenwelt fort und fort „mit Hebeln und mit Schrauben“ an den Leib rücken? Man sollte glauben, daß Männer, die Tag für Tag erfahren können, wie selbst so außerordentlich komplizirte

*) Dieser Satz steht bei Verworn auf Seite 37 des vorhin citirten Werkes.

Gebilde, wie die lebenden Organismen und ihre Organe, unter bestimmten, willkürlich und planmäßig geschaffenen Bedingungen gerade die Kurven aufschreiben, die man von ihnen erwartet hatte, daß, sage ich, gerade diese Forscher nicht behaupten dürften, die Vorgänge in der Außenwelt hätten mit unseren Vorstellungen und Erinnerungen nichts gemein.

Wir aber, die wir die Bewußtseinserscheinungen nicht mehr auf die geheimnißvolle Thätigkeit eines selbständig denkenden Seelenwesens zurückführen und auf der anderen Seite auch die Vorstellung verwerfen, daß diese Erscheinungen an gewisse Schwingungen in der Gehirnsubstanz gebunden sind, die, auch ohne Beeinflussung durch die Vorgänge der Außenwelt, quasi von innen heraus ablaufen können, die wir vielmehr zu der Ansicht gelangt sind, daß das „bewußt Sein" oder „bewußt Werden" funktional bedingt ist durch die Extensität der Betheiligung unserer Reflexapparate an den durch die äußeren Reize in Thätigkeit gesetzten Reflexketten*), wir können uns gegenüber den solipsistischen und psychomonistischen Ideen nur ablehnend verhalten, weil wir annehmen müssen, daß ein Reflex nur durch einen am rezeptorischen Ende des Reflexbogens eingeleiteten Protoplasmazerfall ausgelöst werden kann, und weil wir als bestimmt voraussetzen, daß eine Zersetzung der labilen chemischen Einheiten des reizbaren Protoplasmas niemals von selbst, sondern immer nur durch einen Reiz, also durch eine von außen kommende Einwirkung hervorgerufen werden kann. Wenn die Vertreter des erkenntnißtheoretischen Idealismus das psychische Geschehen als das ursprünglich Reale bezeichnen, so können wir nur sagen, daß uns eine solche Behauptung völlig unannehmbar erscheint, weil wir in unserer Erfahrung keinen Anhaltspunkt dafür besitzen, daß Bewußtsein ohne eine ausgebreitete Thätigkeit von Reflexapparaten auftreten kann. Giebt es also für uns kein Bewußtsein ohne Reflexe in der willkürlichen und unwillkürlichen Muskulatur, dann ist für uns schon das Bewußtsein oder Bewußtwerden an sich ein stringenter Beweis für die Existenz einer Außenwelt, die unsere Reflexapparate in Bewegung setzt.

Ich sagte absichtlich und ausdrücklich: „für uns", weil ich damit anzeigen wollte, daß Andere darüber anders denken können und vielleicht auch anders denken müssen. Auch beim wissenschaftlichen Denken, wie bei allen unseren Handlungen, kommt es darauf an, wie die Reflexapparate und ihre centralen Verbindungen beschaffen sind, von deren Thätigkeit unser Bewußtsein abhängig ist. Die also, deren zentrale Nervenbahnen von Haus aus oder durch Erziehung, Belehrung, Tradition und bisherige eigene Denkarbeit eine solche Beschaffenheit und assoziative Verbindung besitzen, daß ihre Reflexmechanismen

*) Der größte Theil des vierten Bandes meiner Allgemeinen Biologie ist diesem Nachweis gewidmet.

im Sinn der psychomonistischen Auffassung thätig sein müssen, die also nothgedrungen zu einer Formulirung ihrer Gedanken in diesem Sinn gelangen, haben von ihrem Standpunkt eben so Recht, wie wir von unserem Recht zu haben glauben; und sie werden sich, wenn überhaupt jemals, nur dann einer geänderten Auffassung akkommodiren, wenn die ihnen entgegengehaltenen Thatsachen und Argumente stark genug sind, um den Ablauf ihrer bisherigen Reflexketten zu hemmen und neue hervorzurufen.

Der wissenschaftliche Forscher kann überhaupt nicht darauf ausgehen, die „absolute Wahrheit" an den Tag zu bringen, sondern er sucht sich nur nach bestem Können ein Weltbild zu konstruiren, das nicht durch widersprechende und unerträgliche Theile gestört ist, das also, um in unserer Sprache zu sprechen, aus Bewußtseinselementen besteht, die an leicht und mühelos aneinandergereihte Reflexe gebunden und aus denen alle Reflexe eliminirt sind, die einander bekämpfen, hemmen und aufheben. Als ein solches störendes Element haben wir, zum Beispiel, die Vorstellung vom leeren Raum erkannt und ein solches ist auch, wenigstens für mein Denkvermögen, die in neuster Zeit mit so großem Eifer verfochtene energetische Hypothese (Ostwalds „Naturphilosophie"), die von einem stofflichen Inhalt des Raumes nichts wissen will und an seine Stelle so viele Arten von Energien setzen möchte, wie man braucht, um die beobachteten Naturerscheinungen zu erklären. Wenn wir also einen leuchtenden oder beleuchteten Gegenstand zu sehen glauben, so sehen wir nach dieser neuen Auffassung eigentlich nicht diesen Gegenstand, sondern es wirkt nur Lichtenergie auf uns ein; wenn wir den selben Gegenstand zu tasten glauben, so stehen wir unter der Einwirkung von Formenergie; wenn er auf uns lastet oder eine Wagschale herabdrückt, so fühlen oder beobachten wir nichts Anderes als die Wirkung der Schwereenergie; wenn der Kolben einer Dampfmaschine vom Wasserdampf emporgehoben wird, so ist es nicht der Dampf, der Dies thut, sondern die Volumensenergie; wenn der bewegte Kolben andere Theile der Maschine in Bewegung setzt, so sehen wir nur die Wirkung der Bewegungsenergie; die Ausdehnung des Dampfes geschieht nicht durch die starken Molekularbewegungen des brennenden Heizmaterials, sondern durch die Wärmeenergie; wenn unsere Nerven gereizt werden, verwandelt sich die elektrische oder die chemische oder die Bewegungenergie des Reizes in Nervenenergie; und wenn uns die Reizung unserer Nerven zum Bewußtsein kommt, dann hat sich eben die Nervenenergie in psychische Energie verwandelt. Wie es aber kommt, daß immer ein ganzes Bündel von Energien an dem selben Ort vereinigt ist, wieso der selbe „Körper" zugleich sichtbar und geformt ist, wieso er zugleich erwärmt und drückt oder stößt, wieso er außerdem eine Magnetnadel anzieht oder abstößt, ein anderer auch noch süß, salzig oder bitter schmeckt: das Alles wird uns nicht gesagt; und wenn man es uns sagen würde, würden

wir es schwerlich begreifen. Denn eben so wenig wie wir verstehen können, wie abstrakte Begriffe (Energie gleich Arbeit) einen Raum ausfüllen sollen, so wenig können wir begreifen, wie solche unkörperliche Begriffe durch irgend ein anderes eben so unkörperliches Ding an dem selben Ort zusammengehalten werden sollen. Man versuche aber einmal, an die Stelle von „Energie“ überall „bewegte Materie“ zu setzen: und man wird sich leicht überzeugen, daß man alle Vortheile einheimsen kann, die man sich aus dem Ersatz des Substanzbegriffes durch die Energie versprochen hat, und daß man thatsächlich alle Naturerscheinungen in den Begriff der bewegten Materie einordnen kann, ohne die Widersprüche und Unbegreiflichkeiten in den Kauf nehmen zu müssen, die (wenigstens für meine Organisation) die neue Lehre zu einem Konvolut einander widerstrebender und einander hemmender Sprachreflexe gestalten. Bei diesem Umtausch müßte aber eine der früher genannten Energien ausgeschaltet werden, nämlich die „psychische Energie“, weil wir nicht in den Fehler verfallen möchten, uns das Bewußtsein als eine Art von bewegter Materie vorzustellen. Diese grob materialistische Auffassung unserer psychischen Erlebnisse müssen wir Denen überlassen, die sich rühmen, durch die Eliminirung des Substanzbegriffes den wissenschaftlichen Materialismus überwunden zu haben.

Wien. Professor Max Kassowitz.



Friedrich der Vierte von Dänemark.

Er war ungewöhnlich häßlich. Mit ihm beginnt die oldenburgische Nase. Sie kam mit seiner Mutter, Charlotte Amalie, einer Hessin, in die Familie; sie war sehr häßlich anzusehen bei dem Sohn, sie kulminirte bei dem Enkel, Christian dem Sechsten, und starb erst im Lauf des neunzehnten Jahrhunderts langsam aus.

Wenn es wenigstens eine Nase mit einem Knochenbau gewesen wäre! Aber davon konnte nicht die Rede sein. Es war eine Hammelnase, groß und herabhängend, mit einem Anlauf zum Buckel. Sie macht sich sehr gut auf Medaillen und Münzen, wo sie aus den Ringellocken der Perücken mächtig hervorragt, als Symbol des Absolutismus; aber man muß sie im Profil sehen, um sie überhaupt ertragen zu können.

Sehr merkwürdig sind die oldenburgischen Nasenflügel; sinnlich kräuseln und krümmen sie sich nach den Seiten zu, als witterten sie beständig schöne Unterthaninnen von Tromsö bis hinab zur Eider. Die wesentlichste Kraftentfaltung der Oldenburger zeigte sich ja bekanntlich auf dem Gebiete der Geschlechtsliebe. Sie waren Erotiker, nicht Politiker. Und Friedrich der Vierte übertrifft sie Alle: er war zur

selben Zeit mit zwei Frauen verheirathet und Beiden unter hochkirchlichen Formen angetraut. Beide waren Königinnen von Dänemark, aber der Reihe nach. Die zur rechten Hand, Luise, mußte erst sterben, damit Die zur Linken, Gräfin Reventlow, dazu kommen konnte. Die Hofetikette war damals streng. Die zur Rechten war klein, häßlich, mürrisch und religiös. Die Gräfin dagegen hatte lebhafte braune Augen, Grübchen in den Wangen und war von angenehmer Rundlichkeit. Die zur Rechten hatte den Takt, früh zu sterben, so daß die braunäugige Anna Sofie auf die richtige Seite kommen konnte. Da blieb sie. Und wurde mit den Jahren immer rundlicher. Der Busen wogte üppig hinter der Schnürbrust, üppig und befreit: denn die mürrische Luise lag ja in Roskilde.

König Friedrich war unsinnig verliebt. Der kleine, schmächtige, gelbe Herr umsummte seine Königin, umwitterte sie mit der langen Nase. Und er machte sich absolut nichts daraus, was die Familie sagte. Die Kinder, die ihm Die zur Rechten geschenkt hatte, waren nämlich tief gekränkt. Besonders der Sohn, der klein, häßlich, mürrisch und religiös war und dessen lange Nase vor lauter Frömmigkeit und Ingrimm noch länger schien.

König Friedrich lebte inzwischen der Liebe und baute zwei heitere, weiße, italienisch aussehende Schlösser, die merkwürdiger Weise noch nicht abgebrannt sind: Fredensborg und Frederiksberg. Sie stehen in Dänemark und wahren die Erinnerung an eine lange, verliebte Nase und ein Paar topasbrauner, lachender Augen.

Ach ja, die lange Nase! Der Tag, an dem sie die Flügel hängen ließ, sollte kommen. Sie konnte den Gedanken an die mürrische Luise nicht ganz verbannen. Die Tote, die in Roskilde unter dem schwersten Marmordeckel lag, der überhaupt zu bekommen war, spukte dennoch durch Friedrichs Gewissen. Und den Sohn, den mürrischen Christian, konnte er auch nicht loswerden. Der ging umher und schmollte und maulte; und hinter ihm drein zogen alle schwarzen Pfaffen des Landes wie eine lange, schwarze, nasse Waldschnecke auf einer Landstraße.

Und eines schönen Tages (es war in Odense) wurde die verliebte Nase steif und kalt, legte sich hin und starb. Sie wurde nach Roskilde gebracht und unter den Marmor gesenkt, dicht neben der mürrischen Luise, die jetzt für ewige Zeiten einzige Gemahlin ist, zur Rechten und zur Linken. Und so liegen sie noch heute. Luise hat den Sieg davongetragen.

Aber die Andere, die gekrönte Gräfin? Was wurde aus den braunen, lebenslustigen Augen?

Die wurden roth vom Weinen. Und daran war der Sohn der Nase schuld.

Der Sohn der Nase wurde König und die arme Anna Sofie rannte sich gleich einen Pfahl durch den Leib. Er ging durch ihr rothes Herz wie ein Pfriem. Nie wieder wurde ein Herz daraus. Und die Jahre kamen über sie; sie wurde alt, mürrisch und religiös. Sie bereute bitter ihr früheres Leben als Gemahlin zur Linken. Sie starb und wurde nach Roskilde gebracht Da liegt sie in einer kleinen Nebenkapelle, zur Linken, wenn man hereinkommt. Durch das Gitter kann sie einen Schimmer von ihrem alten Liebsten und von seiner Luise sehen.

Die liegen im Chor, — zur Rechten.

Kopenhagen. Sven Leopold.



Protegirte Professoren.

Vor einigen Wochen wurde Herr Professor Schmoller von einer konservativen Zeitung angegriffen, weil er Einfluß im Kultusministerium besitze und ihn im Interesse seiner Schüler bei der Besetzung akademischer Lehrstühle benutze. Wenn ich nicht irre, wurde in der selben Zeitung mitgetheilt, daß Abgeordnete der konservativen Partei im Landtag hierüber eine Interpellation einbringen wollten. Es wirkt befreiend, daß diese Angelegenheit endlich im Parlament zur Sprache kommen wird und endlich, wenn Mißbräuche vorliegen, Abhilfe zu erwarten ist. Denn die Klagen sind nicht neueren Datums, sind auch nicht erst jetzt in die Oeffentlichkeit gelangt. Ich würde mich weniger gewundert haben, wenn sie schon vor zehn Jahren so intensiv einige Zeitungen beschäftigt hätten. Denn seit Herr Geheimrath Elster in das Ministerium eingetreten ist, hat wenig davon verlautet; seitdem ist viel öfter behauptet worden, daß die Schüler des Herrn Geheimrathes Conrad sich ministerieller Förderung erfreuten. Niemals ist Conrad meines Wissens deshalb angegriffen worden; allgemein aber glaubt man, daß Herr Geheimrath Elster, der entweder ein Schüler oder ein Mitschüler Conrads sei, dessen Richtung unterstütze. Mehr hat man sich über den angeblichen Einfluß eines süddeutschen Professors gewundert, da er, allerdings von zwei Ordinarien flankirt, nur engbegrenzte Gebiete der Staatswissenschaften als Lehrer und Gelehrter pflegt und seine Schätzung seiner zahlreichen, wohlversorgten Schüler vielfach als ziemlich subjektiv gilt. Und dann erinnert man sich, daß die stummische Eisperiode zwei erratische Blöcke in die norddeutschen Niederungen geführt hat. Die Zahl der auf das Ministerium Einfluß habenden Männer scheint nicht gering zu sein. Der Fall Schmoller interessirt die akademische Gesellschaft weit über den Kreis der Soziologen hinaus; denn auch außerhalb jenes engen Gebietes hört man ähnliche Beschwerden. Nur werden sie hier von den Parteien nicht so ungescheut an den Tag gezogen, da andere Wissenschaften zum Glück ja nicht über Arbeiterbehandlung und Fleischpreise mitzureden haben. Auch hier heißt es, daß die Beförderung häufig nicht nach dem Verdienst des Einzelnen erfolgt, sondern je nach seiner Geltung bei einigen im Ministerium angesehenen Gelehrten, nach deren Herrschaftgelüsten, nach der freundlichen oder feindlichen Stimmung, die die Hofbeamten der Gewaltigen zu erregen vermöchten. Starke Charaktere verschmähten es, sich in ein Patronatsverhältniß zu begeben. Die Kandidaten, die auf den Fakultätlisten ständen, würden über Bord geworfen und andere Personen den Fakultäten aufgedrängt; nicht gerade selten werde der Fakultätreferent davon verständigt, welchen Kandidaten die Regirung wünsche. Die akademische Laufbahn habe mit der militärischen Aehnlichkeit, weil beide Lotterien seien; aber die Militärlotterie biete doch mehr Gewinne. Wenn der Offizier nicht gefalle, dann entlasse man ihn, gebe ihm aber eine Pension. Dagegen könne ein Privatdozent Jahrzehnte lang dem Staate dienen, ohne ein Gehalt oder beim Abschied eine Abstandssumme zu erhalten, und der Professor müsse auf seinem Platz bleiben, auch wenn er noch so oft übergangen, noch so ungerecht behandelt worden sei. Er sei verurtheilt, in den unerfreulichsten Stellungen zu verkümmern. Wenn man sich schriftlich an das Ministerium wende, erfolge oft keine Antwort; und wenn man endlich eine persönliche Anfrage wage, müsse man erwarten, nicht gerade würdig behandelt zu werden. Habe man aber selbst eine befriedigende Antwort erhalten, dann sei man noch nicht sicher, daß sie in der Zukunft anerkannt werde. Ob diese Behauptungen begründet sind, weiß ich nicht. Um so wichtiger ist, daß sie öffentlich erörtert werden. Denn gefährlich ist nur, was im Verborgenen schleicht. Doch wenn der

Landtag zur Klarheit gelangen will, muß er das akademische Berufungwesen in einem früheren Stadium untersuchen. An das Ministerium gelangen Vorschläge der Fakultäten; das Ministerium hat zwischen mehreren Kandidaten zu wählen. Daß es ihm nicht immer leicht wird, den rechten Mann herauszufinden, ist begreiflich. Die Befragung von Männern, zu denen das Ministerium Vertrauen hat, ist fast selbstverständlich; auch kaum zu vermeiden, daß der Befragte den Einen günstiger als den Anderen beurtheilen, den in seiner Richtung Marschirenden vorziehen wird. Aus der Thatsache, daß A, B, C Einfluß haben, läßt sich nur schließen, daß das akademische Berufungwesen von Grund aus reformirt werden muß. Selbst wenn der die Personalien bearbeitende Beamte ein Gelehrter wie Aristoteles wäre, einen übermenschlichen Gerechtigkeitsinn und ein engelhaftes Wohlwollen besäße, wären „Einflüsse“ nicht zu vermeiden. Die weitere Frage, ob in den Fakultäten immer eine übermenschliche Gerechtigkeit und ein engelgleiches Wohlwollen herrschen, mag der Landtag beantworten. Nur von einem hohen Standpunkt aus darf der Fall Schmoller erörtert werden, wenn die akademische Gesellschaft einen dauernden Nutzen davon haben soll. Der bisher eingenommene Standpunkt scheint mir beträchtlich niedriger zu liegen. Der Einfluß Schmollers wurde deshalb als so schädlich betrachtet, weil dieser Gelehrte eine extreme sozialpolitische Stellung einnehme. Nun steht er bekanntlich in der Mitte, was hier diplomatische Leisetreterei, dort vornehme Besonnenheit genannt worden ist. Auch ist er, was man von dem „Borussen“ Schmoller erwarten durfte, für Getreidezölle eingetreten und zwei seiner Schüler, die Herren Professoren Oldenberg und Sering, gehören zu den festesten Säulen des Agrarismus. Wie kommt es, daß ein solcher Mann gerade in den konservativen Zeitungen angegriffen wird? Kann die konservative Partei ein Interesse daran haben, seinen Einfluß, wenn er noch besteht, im Ministerium zurückzudrängen? Wenn man diese Dinge bedenkt, muß man fürchten, die Agitation habe einen ganz anderen Zweck als den, das akademische Berufungsystem zu ändern. Sollte die Interpellation überhaupt nicht ernstlich beabsichtigt gewesen sein? Ein kleines Possenspiel dieser Art wäre in konservativen Zeitungen wohl möglich. Deren Leser interessiren sich im Allgemeinen mehr für Geschlechtstage und Wappenkunde, für Roggenpreis und Fleischeinfuhr, für Jagd und Hofbälle als für Universitätverhältnisse. Kommt die Interpellation aber, dann muß sie so begründet werden, daß aus ihr ein dauernder Gewinn für die Hochschulen erwächst. Einen schlecht berathenen Interpellanten würde man über den Haufen rennen; und dann wäre die gute, für Lernende und Lehrer wichtige Sache auf Jahre hinaus begraben. Ein Fehler wäre es besonders auch, wenn die Debatte nur an den Namen Schmollers geknüpft würde. Was wir dann zu hören bekämen, wären doch nur die alten Geschichten von Schmollers angeblicher „Devotion“ vor dem berühmtesten Ministerialdirektor und ein langwieriges Geschwätz über Nutzen und Nachtheil des Kathedersozialismus, das nur Abgeordneten noch zeitgemäß scheinen könnte. Wenn gesündigt wird, geschiehts in anderen Fakultäten sicher nicht seltener als auf dem den Blicken am Meisten ausgesetzten Gebiet, der Nationalökonomie. Manche Wahrnehmung spricht für den Glauben, daß Männer wie Bergmann und Leyden, Diels und Harnack (um nur ein paar Namen zu nennen) nicht geringeren Einfluß haben als Schmoller. Vielleicht wäre das Richtigste, persönliche Angriffe in diesem Fall ganz zu vermeiden. Man darf ja nicht vergessen, daß Schmoller ein Gelehrter ist, dem selbst der Gegner Bewunderung nicht weigern kann. Sollte der Vorstoß nur den Zweck haben, einen im Herrenhaus lästigen Mann zu ärgern oder gar seine (immerhin mögliche) Opposition in der Frage des Schulunterhaltungsgesetzes zu mildern, dann wäre es thöricht, bei diesem Jagdvergnügen die Treiberrolle zu übernehmen.

Ernst Schalk.

Anzeigen.

Blinde Regirungen und technische Schwerenöther. Hugo Steinitz, Berlin.

Während geraumer Zeit war für die in dieser Schrift behandelte, dringende Nothstandslage keine rechte Andacht zu finden. Die Presse war beladen mit Berichten über in- und ausländische, allgemein interessirende Tagesgeschichten, in denen das deutsche Gemüth kummervoll mitsprach. Was schert uns da die eigene Noth, die anscheinend indirekt schwere Belastung? Da uns aber die eigenen Unterlassungssünden von unseren Volksvertretern so verdächtig beschönigt wurden, mußten die Beweise dafür erbracht werden, daß und warum wir Milliarden verlieren, die viel jüngere Kulturstaaten schon mehr als ein Jahrhundert lang mit Hilfe unserer Werthe produzirenden Landsleute sich nutzbar machen. Wir haben uns allerdings immer erfinderisch in dem Bemühen erwiesen, Staatseinkünfte zu beschaffen. Mehr als irgend ein kultivirtes Volk unterschätzen wir aber die Verdienste der Förderer unserer wirthschaftlichen Fortschritte, die geistvolle Arbeit unserer Erfinder und Gewerbetreibenden. Statt im Schutz des Individuums die Stärke der nationalen Wohlfahrt zu erkennen, zupfen wir den Aufstrebenden an Beinen und Flügeln und denken, daß er laufen und fliegen kann, auch während wir ihm den Weg versperren, dabei aber in seiner Brutstätte unregulirbar einheizen. Diese Behandlung mußten selbst die Regirungen nach zahllosen Klagen und Beschwerden schließlich als falsch erkennen. Und dennoch haben wir keine Männer gefunden, die, mit umsichtigem Blick und über alle Parteiung erhaben, systematisch eine Reform der Vorbedingungen für neues wirthschaftliches Leben zu schaffen vermocht hätten. Die Berufenen, unsere Gesetzgeber, haben vielmehr bis auf die allerneuste Zeit die drückenden Bedürfnisse verkannt oder geradezu verleugnet. Darum dieser neue Appell. Unsere gewerblichen Eigenthums-Schutzgesetze sind, wie Urtheile unserer höchsten Richter bestätigen, grundsatzlos, völlig unsystematisch, nicht einheitlich und deshalb unwirksam. Unsere Gesetze wirken nicht nur schädlich, sondern vernichtend, weil sie das Rechtsbewußtsein der auf diesem Gebiet führenden Geister und des Volkes korrumpiren. Mindestens aber erzeugt unser laisser aller eine Schlaffheit, bei der die Charakterlosigkeiten der Gesetze nur zu leicht aufrecht erhalten und zur unbeschränkten Herrschaft gebracht werden können. Die Sachverständigen haben oft genug im Lauf der Jahre bewiesen, was halb, was schädlich, was falsch sein würde. Dennoch sind alle Berathungen überhetzt. Wir leiden hart, sehr hart unter der Indifferenz, die nur verständlich wird, wenn man sieht, wie das Gros der Urtheilsfähigen mit Beschönigungen beschwichtigt und unfähig gemacht wird, die großen Fehler der Spezialgesetze zu erkennen und ihre Nachtheile zu definiren. Auch nachdem all unsere wirthschaftlichen Vereinigungen, nachdem technische und rechtswissenschaftliche Schriften seit Dezennien immer wieder positive Vorschläge für Gesetzreformen zur Debatte gestellt haben, sind diese Bestrebungen von Cliquen, Fraktionen und jeweiligen Machthabern mit trüben Argumenten auch an offizieller Stelle überschrien oder ganz ignorirt worden. Soll es so weiter gehen?

Karl Pieper.

❦

Dreiviertel Stund vor Tag. Eugen Diederichs, Jena.

Karen Rebendahl — man muß wissen, daß ihre Mutter eines Stubenmalers Tochter ist von der dänischen Grenze und daß sie heranwächst im Hause ihres

Vatervaters, eines gräflichen Kutschers und Sonderlings, der auf eine fast heidnische Weise aller geheimnißvollen Naturkraft verbunden ist — Karen Nebendahl tritt auf als ein Mensch, der mit der großen Liebe des Schaffenden hineingeboren ist in eine Welt, die zu zwingen ihm nicht die Kraft, sondern der Ausdruck fehlt. So wird sie, trotz ihrem Lebensdurst, als Kind schon gedrängt zu einem glühenden und traumstarken Insichhineinleben, das, „stolz im Gefühl seines heimlichen Rechtes", über die Wirklichkeit sich erhebt, von der sie fliehend dennoch Farbe und Blut nimmt. So auch verfolgt und liebt sie den sichtbar unsichtbaren Gott, den sie fühlen kann, aber nirgends fassen, bis er leuchtend ihr ersteht: durch ihre eigene tiefste Verbindung mit dem Leben, die zugleich die große Liebe gestaltend in ihr löst. Dies das einfache Geschehniß. Es wandelt hin durch Blumenbunt und Wolkengrau, zwei Schritte vor und einen Schritt zurück, vom Meere umweint und von Winden umlacht, umschlossen von Alltag, rührend an Ewigkeit. Und es möchte Den, der ihm nahkommt, ansehen mit Augen, die er schon einmal sah — im Traum vielleicht; und da gehörten sie ihm —, möchte zu ihm reden mit einer Stimme die seine eigene Stimme ist.

Jena. Helene Voigt-Diederichs.

Gerard David und seine Schule. Von Eberhard Freiherrn von Bodenhausen. Verlagsanstalt Bruckmann, München.

Das große Werk scheint seinem Titel nach nur für den kleinen Kreis der Wissenschaft bestimmt, denn es handelt von einem nichts weniger als populären Künstler. Gerard David war bis zur brügger Primitiven-Ausstellung den meisten Fachleuten ein mehr oder weniger gleichgiltiges Mysterium und fehlt noch heute in dem beschränkten Verzeichniß der Namen, auf die der Laie in seiner Kunstgenüsse Qualen achtet. Diese Wahl giebt dem Buch vornehmen Charakter. Noch vornehmer wird es durch die Art, wie es den keineswegs bequemen Gegenstand überwindet. Bodenhausen erreicht die nothwendige Vereinigung des Dokumentarischen der Kunstgeschichte mit den Zielen eines lebendig empfindenden Freundes der Musen. Er theilt das Buch in zwei verschieden große Abschnitte. In dem ersten hält er sich nur an seine persönliche Auffassung des Helden, ohne den Fluß seiner Darstellung durch die schrecklichen Fußnoten gelehrter Bücher zu hemmen, und erweist die Wahrheit durch die Logik seiner Ueberzeugung. Davids Entwickelungen werden aus seiner Anlage und den Beziehungen zu den Zeitgenossen (vor Allem zu den Van Eycks, Memling, Rogier van der Weyden, Bauts und Van der Goes) gefolgert und die Werke auf ihre nicht leicht zu fassende Eigenart hin untersucht. Der zweite Theil umfaßt den ausführlich raisonnirenden und mit allen Dokumenten gespickten Katalog. Diese Eintheilung erhält dem Buch einen seltenen Vorzug: es bleibt lesbar. Man wird nicht durch Belege erdrückt, sondern überblickt die Perspektive der Behauptung; und Jeder, den es lockt, kann die Fundamentirung des Gebäudes an den zusammengestellten Forschungen nachprüfen. Die wissenschaftliche Errungenschaft ist sehr bedeutend, nicht nur, weil sie den Katalog von vielen Irrthümern reinigt und ihn um manches neue oder vorher angezweifelte Stück bereichert, sondern auch, weil sie das von Dokumenten sehr, von umfassender Erkenntniß bisher wenig beschwerte Gebiet der Beziehungen zwischen den gleichzei-

tigen holländischen, brügger und antwerpener Primitiven mit starken Lichtern erhellt. In der Anordnung des Buches erscheint diese bedeutsame Errungenschaft als Zugabe. Die Kraft des Autors konzentrirt sich auf die Herausbildung der Persönlichkeit Davids. So weit Das bei einer so mimosenhaften Individualität wie Gerard David überhaupt gelingen kann, hat Bodenhausen die schwierige Aufgabe bewältigt. Nicht wenig helfen ihm dabei seine intimen Beziehungen zur modernen Kunst. Das Beispiel bestätigt, daß der Weg von der Gegenwart zu der Vergangenheit Vortheile bringt, die dem auf die alte Kunst beschränkten Gelehrten leicht versagt bleiben. Das Buch ist Debut, denn Bodenhausen hat sich bisher, von vereinzelten Aufsätzen abgesehen, in vornehmer Bescheidenheit auf die Uebersetzung guter Bücher beschränkt. Man merkt der glänzenden Erstlingsarbeit nichts davon an; es sei denn, daß man der ernsten Begeisterung den Vorwurf machen wollte, große Probleme der Malerei zur Erschöpfung eines Themas zu verwenden, das nicht vollkommen genügenden Platz dafür bietet. Der aristokratische Charakter des Werkes ist auch in seinem Kleide, der Wahl der Type und des Satzspiegels und der Anordnung der vorzüglichen Reproduktionen, gewahrt. Auch dieser Bruch mit der Tradition der Gelehrtenbücher ist dem Kunstfreund willkommen.

Julius Meier-Graefe.

❧

Schwanenlieder. S. Fischers Verlag in Berlin.

Die „Schwanenlieder“ versuchen, die Gemüthswirren, das Ausklingen und Verbluten der Hinübergehenden auszudrücken. Requiems in Monologen, hingejammert an den Klagemauern von Gefängnissen der Seele. Schon auf der Schwelle zwischen Diesseits und Jenseits, wenden die Scheidenden die Blicke rückwärts; und was sie schauen, ist nicht nur die Tragoedie ihres eigenen Lebens: es ist die Tragoedie der Menschheit. Das Herz von tötlichem Erbarmen zerrissen, von dem Schicksal, Mensch zu sein, zermalmt, ungeläutert, unerlösten Gemüthes, an des Lebens Sinn verzweifelnd, überschreiten sie die Schwelle. Und sie sterben gern. In der ersten Novelle ist es das Alter, das den vorwärts stürmenden Fuß des Künstlers lähmt, der noch hinauf zu einem Sonnengipfel wollte. In „Agonie“ ist es die Vision des Todes, die jäh in das blühende Leben eines Weibes hinein — nicht seinen Schatten, nein — ein weißes, ätzendes Licht wirft, das in die Finsternisse schauerlicher Wirklichkeiten hinableuchtet, das das Antlitz der Welt zu einer Fratze entstellt, von der sich in feierlich strenger Schönheit das Gesicht des Erzengels Tod abhebt. Der Tod geht von ihr, das Leben ist wieder da Sie hat es verlernt. Wer nur einen Zipfel vom Schleier der Isis gelöst hat, Der stirbt. Mit Scham im Herzen über das Blendwerk des Daseins, in Sehnsucht erglühend nach dem Element der Reinheit, stößt sie voll wilden Stolzes ein Leben von sich, aus dem der Satan lacht, aus dem Gott weint. In „Benjamin Heiling“ vollzieht sich wohl das tragischste aller Menschenschicksale und zugleich eins, das unzählige Seelen bricht, ein Schicksal, das menschliche Willkür, nicht unbekämpfbare Mächte über uns verhängen. Es ist die Tragoedie von der sozialen Unfreiheit, die dem Menschen sein Schicksal schon in die Wiege legt. Benjamin Heiling hat von Anfang bis zu Ende ein fremdes Leben gelebt. Das ganze Dasein ein Grab seiner eigentlichen Wesenheit, dem er entsteigt, als Sterbender . . . Die Schwanenlieder der dem Tode Zueilenden sind keine Lieder, in denen scheidende Seelen leis und lind verklingen. Schreie sinds aus der Brust der Menschheit. Hedwig Dohm.

❧

Börsenreform.

Vor zwei Jahren hatte Graf Posadowsky im Reichstag erklärt, er bürge für den ernsten Willen der Verbündeten Regirungen, den allseitig anerkannten Mißbräuchen, die das Börsengesetz gestatte, ein Ende zu machen. Jn der Thronrede hat der Reichstag jetzt gehört, man wolle „erwägen", ob „die Vorlage einer Börsengesetzreform in engbegrenzter Form dem Reichstag wieder zugehen soll". Was ist inzwischen geschehen, daß aus der bindenden Bürgschaft eine unverbindliche Erwägung wurde? Graf Posadowsky hat, was er versprach, gehalten. Jm Februar 1904 ging dem Reichstag eine Novelle zum Börsengesetz zu, die, in ihren Einzelheiten ziemlich dürftig, doch das Maximum Dessen bot, was bei der damaligen Stimmung der Parteien zu erwarten war. Die Novelle blieb unerledigt; und jetzt wird nur noch „erwogen". Hat die Börse sich in der Zwischenzeit so stark gezeigt, daß eine Aenderung des Gesetzes, dessen Mängel kaum noch bestritten wurden, nicht mehr nöthig scheint? Die Kurse sind seit dem vorigen Sommer so gestiegen, daß Vergleiche mit der „unvergeßlichen" Hausseperiode 1899/1900 möglich wurden, und diese Thatsache wird von den Gegnern der Reform als Beweis dafür benutzt, daß mit dem Gesetz auszukommen sei. Das ist ganz schlau; nur könnte man darauf antworten, gerade solche stürmische Kurssteigerungen, die ohne eigentliche Direktiven eintreten, seien ein Zeichen von Schwäche. Kraft kann die Börse eher an Tagen weichender Kurse zeigen. Vermag sie eine grundlose Entwerthung der Effekten zu hindern, so ist sie stark; schwach aber, wenn jedes Mißtrauen des Publikums eine Deroute herbeiführen kann. Jn den kritischen Tagen des Februars 1904, des Oktobers und Novembers 1905 hatte die Börse Gelegenheit, ihre Kraft zu bewähren; da aber erwies sie sich als ohnmächtig. Man merkte, wie schlimm es ist, wenn die Contremine fehlt, die mit ihrem Gegendruck allzu heftige Kursschwankungen verhüten kann.

Die Ziffern der Umsatzsteuer scheinen den Freunden des Gesetzes freilich Recht zu geben. Von Anfang April bis Ende Oktober 1905 hat diese Steuer 4,38 Millionen Mark mehr gebracht als in den selben Monaten des vorigen Jahres. Das spricht aber durchaus nicht gegen die Nothwendigkeit, das Gesetz zu ändern. Man wünscht die Freigabe des Terminhandels in Aktien und Getreide, um einen Ausgleich für die im Kassegeschäft viel stärkeren Preisschwankungen zu bekommen, und die Beseitigung des Differenzeinwandes mit dem ihm angehängten Börsenregister. Das Zeitgeschäft ist in den Augen der Gesetzgeber kaum besser als ein unehrliches Gewerbe, das man wohl in Ausnahmefällen dulden, aber niemals konzessioniren kann. Wenn nun die Börsenleute das Zeitgeschäft von dem ihm angehefteten Makel befreien wollen, darf man dieses Bemühen nicht einfach mit der wegwerfenden Bemerkung abthun: „Die Kerls wollen ja doch blos neue Schweinereien machen" (ich citire wörtlich). Auch regirende Herren haben ja die Mängel des Gesetzes zugegeben. Graf Posadowsky hat gesagt, es sanktionire geradezu den Betrug; Excellenz Möller, damals noch nicht dem Adel verliehen, wurde fast temperamentvoll, wenn Jemand gegen die Reform des Börsengesetzes sprach. Auch das Reichsgericht hat sich sehr deutlich über die „unbilligen Forderungen, die der Richter aus dem Börsengesetz zu ziehen genöthigt sei", ausgesprochen. Trotzdem soll im Jahr 1906 nur „erwogen" werden, ob die Novelle in „engbegrenzter Form" dem Reichstag wieder vorgelegt werden solle; brachte sie denn so viel, daß jetzt eine Begrenzung nothwendig scheint? Sie

beseitigte weder das Terminhandelsverbot noch den Differenzeinwand und ließ auch das Börsenregister bestehen. Das auf Grund der vom Bundesrath genehmigten Usancen abgeschlossene handelsrechtliche Lieferungsgeschäft in Produkten und Waaren sollte nicht zu den Termingeschäften zählen. Die logische Folge dieser „Vergünstigung" wäre die Ausschließung des Differenzeinwandes gewesen; in der Begründung des Gesetzentwurfes aber hieß es: „Die Möglichkeit des Differenzeinwandes bleibt bestehen, auch wenn beide Parteien in das Register eingetragen waren, da die Vorschrift des § 69 des Börsengesetzes, die den Differenzeinwand ausschließt, eben so wenig Anwendung finden kann wie die übrigen Vorschriften über den Börsenterminhandel." Bleibt der Differenzeinwand giltig, dann ist es aber ganz gleich, ob das Geschäft handelsrechtliches Lieferungsgeschäft oder Börsentermingeschäft ist. Die zweite Form bietet sogar, unter den durch die Novelle vorgesehenen veränderten Verhältnissen, fast noch mehr Chancen als die erste, die eigentlich ein Privileg genießen sollte. Wer nämlich erlaubte Termingeschäfte in Waaren (Zucker) abschließt, hat mit dem Differenzeinwand überhaupt nicht zu rechnen; und bei unerlaubten Transaktionen (Getreide, Mühlenfabrikate) kann der Differenzeinwand nicht erhoben werden, wenn der Schuldner nicht innerhalb der Frist von sechs Monaten die Weigerung zur Zahlung erklärt hat. Ueber das Börsenregister wurde gesagt: „Es ist in der That nicht zu verkennen, daß einzelne Vorschriften über den Börsenterminhandel ungünstig gewirkt haben. Namentlich hat die Einrichtung des Börsenregisters, die Unberufene vom Börsenspiel fernhalten und eintretenden Falles vor dessen verderblichen Folgen schützen, die dazu Berufenen aber einem besonders strengen Recht unterstellen sollte, zu zahlreichen schweren Verletzungen von Treue und Glauben und mehrfach sogar dazu geführt, daß gerade solche Personen, die zum Abschluß von Börsentermingeschäften berufen erscheinen, sich der Erfüllung ihrer Verpflichtungen durch Erhebung des Registereinwandes entziehen." Der Stil ist schlimm, doch die Absicht klar. Trotzdem bleibt das Register bestehen; die Eintragung soll bei erlaubten Geschäften gegen den Differenzeinwand schützen. Als weitere Schutzmittel hatte der Entwurf die Eintragung ins Handelsregister, den berufmäßigen Betrieb von Bank- und Börsengeschäften und den Nachweis des „nicht nur vorübergehenden Besuches der Börse" vorgesehen. Allzu viel wurde also in der Novelle wirklich nicht geboten. Und nun wird erwogen, ob auch nur ein Theil davon gewährt werden solle.

Georg von Siemens sagte am achten Juni 1900 im Reichstag: „Die Börse kann, wenn gut gebraucht, in wirthschaftlicher und politischer Beziehung dem Lande die größten Dienste leisten. Künftige Kriege werden nicht mit Säbeln und Gewehren gewonnen werden. Die Nation wird siegen, die auf die Disposition ihrer nationalen Mittel und auf die Stärkung der Börse die größte Sorgfalt verwendet hat." Siemens sprach als kühler, nüchterner Geschäftsmann; er wollte sagen, daß im Fall eines Krieges der Gegner, der über eine starke Börse verfüge, einen Vorsprung haben werde. Das ist unbestreitbar; und sehr merkwürdig, daß Die gerade, die in die Lage kommen können, in kritischen Tagen die Börse zu brauchen, deren Bedeutung so völlig verkennen. Man denke nur an die Stellung, die in England die Börse hat. Im Kriegsfall muß die Börse die Anleihen unterbringen und im Stande sein, die großen Umsätze in Industriepapieren und ausländischen Effekten, die dann vorgenommen zu werden pflegen, glatt zu vermitteln. In Friedenszeiten fließen große Mengen deutscher Rente ins Ausland und bei uns wiederum werden ausländische Fonds gekauft. Das

ist nicht zu vermeiden. Nach einer Kriegserklärung muß ein starker Ansturm auf den heimischen Rentenmarkt parirt und für raschen Abfluß der fremden Anleihen gesorgt werden. Das ist nur bei ungebrochener Kraft der Börse möglich. Ein sehr wichtiges Instrument in Friedens- und Kriegszeiten ist die Arbitrage: die Ausnutzung der Kurse eines Werthpapiers an verschiedenen in- und ausländischen Börsen. Bei den oft ganz plötzlich eintretenden Kursschwankungen gehört zur Arbitrage große Kaltblütigkeit, schnelles und sicheres Rechnen und rascher Entschluß. Die gesetzlichen Einschränkungen des Börsenverkehrs (nicht allein durch das Börsengesetz, sondern auch durch die mehrfache Erhöhung des Umsatz- und Effektenstempels) haben das Arbitragegeschäft sehr geschmälert. Während 1895 die Umsätze noch rund 400 Millionen Mark ausmachten, bringt der Arbitrageverkehr heute kaum den zehnten Theil. Diese Schmälerung empfinden, als der Börse schädlich, besonders die Geschäftskreise, denen die Bankenkonzentration Nachtheil gebracht hat. Die Höhe der Kursnotizen, die manchmal ja auf sehr wunderliche Art entstehen, beweist wirklich nichts für die Haltbarkeit des Gesetzes. Noch ein Umstand ist zu bedenken. Die Großbanken sind so mächtig geworden, daß sie die Börse nur noch selten brauchen. Sie erledigen die Effektengeschäfte ihrer Kunden unter sich und geben nur die „Spitzen“, die überschießenden Beträge, die nicht kompensirt werden können, der Börse. Daß diese Manipulationen hinter verschlossenen Thüren keinen Ersatz für die Vortheile eines freien Verkehrs auf offenem Markt bieten, ist klar. Und die Regirenden, die ja nicht für die Großbanken arbeiten, sollten nicht glauben, die Börse sei unwichtig geworden, weil die Herren der Behrenstraße sie nicht mehr so oft wie früher brauchen.

Doch das Vorurtheil wurzelt so tief, daß es nicht leicht zu beseitigen sein wird. Noch immer giebt es Leute, die in der Börse nur eine Institution sehen, deren Zweck ist, arglosen Leuten das Geld aus der Tasche zu ziehen. Die Praxis erst kann die wirkliche Bedeutung der Börse erkennen lehren; vielleicht werden die schmerzhaften Erfahrungen, die von der nächsten Zeit zu fürchten sind, dazu beitragen. Je tiefer die Kurse sinken, desto öfter wird der Differenzeinwand erhoben werden. Schon jetzt geschieht es nicht so selten, wie das Publikum glaubt, das nur von den vor Gericht, nicht von den durch privaten Ausgleich erledigten Fällen hört. Denn beide Parteien haben ein Interesse daran, so unerquickliche Konflikte geheim zu halten. Daß solche Abweichung von Treue und Glauben aber durch das Gesetz sanktionirt wird, kann die so oft angefeindete Börsenmoral sicher nicht heben. Dazu ist auch das Börsenregister nicht geeignet. Als in der Börsenenquete-Kommission die Herren Geheimräthe von Mendelssohn und Frentzel sich für das Register erklärten, wiesen die Börsengegner triumphirend auf diese Eideshelfer. Beide Herren hatten aber ausdrücklich gesagt, sie seien gezwungen gewesen, von zwei Uebeln das kleinere zu wählen. Wäre das Register abgelehnt worden, so hätten der Börse noch ärgere Belastungen gedroht. Inzwischen hat sich aber die Untauglichkeit des Börsenregisters deutlich gezeigt. In Berlin ist die Zahl der eingetragenen Firmen (heute sind es höchstens noch hundert) von Jahr zu Jahr zurückgegangen; und in Frankfurt, Leipzig, München, Dresden, Mannheim, also an den wichtigsten deutschen Börsen, sind nur einzelne Häuser eingetragen. Das ganze Börsengesetz hat keinem Menschen genützt, aber berechtigte Interessen geschädigt und besonders auch die Bewältigung der nationalen Aufgaben der Börse erschwert. Die Nothwendigkeit einer Aenderung braucht deshalb heutzutage wirklich nicht erst „erwogen“ zu werden.

Ladon.

Der Fall Israel.

Seit ich, vor vierzehn Tagen, hier über den Selbstmord des Kommerzienrathes Hermann N. Israel sprach, ist mir so viel Geschriebenes und Gedrucktes, Freundliches und Unfreundliches, ins Haus geschickt worden, daß ein Nachwort mir nöthig scheint. Herr Dr. Magnus Hirschfeld, der Leiter des Wissenschaftlich-Humanitären Komitees, das für die Straflosigkeit des (nicht erzwungenen) Homosexualverkehrs Erwachsener agitirt, hat eine Darstellung des Thatbestandes gegeben, die er als „authentisch" bezeichnet. Danach hat der Lieutenant a. D. Ohm, der Israels Reisebegleiter und Gast gewesen war, behauptet, der Kommerzienrath habe ihn in einem Hotelzimmer unsittlich berührt, und, unter der Bedrohung mit „Unannehmlichkeiten", eine ihm angeblich versprochene Geldsumme verlangt. Israel übergab die Briefe, die ihn bedrohten, der Staatsanwaltschaft. Ohm wurde der Erpressung angeklagt, doch nur der Nöthigung schuldig gefunden und zu zwei Monaten Gefängniß verurtheilt. Auf die Frage des Vorsitzenden, ob er „homosexuell veranlagt" sei, hatte Israel zunächst von seinem Recht, die Aussage zu verweigern, Gebrauch gemacht, dann aber mit Nein geantwortet. Als Ohm aus dem Gefängniß kam, stellte er gegen Israel Strafantrag wegen Meineides und berief sich dabei auf das Zeugniß von Personen, mit denen der Kommerzienrath „widernatürliche Unzucht" (§ 175) getrieben habe. Die Vernehmung ergab, daß die meisten Zeugen nichts Belastendes aussagen konnten und daß die zur Aussage bereiten, als „vielfach vorbestrafte Individuen", nicht glaubwürdig erschienen; ein Hauptzeuge war wegen Erpressung mit sechs Jahren Zuchthaus bestraft. Israel selbst erklärte vor dem Untersuchungrichter, er habe geglaubt, die im Prozeß ihm gestellte Frage verneinen zu dürfen, weil er sich nie gegen das Strafgesetz vergangen habe. Nur danach aber könne er gefragt worden sein; sonst hätte der Vorsitzende ihn nicht auf das Recht hingewiesen, die Aussage zu verweigern, wenn er fürchten müsse, sich dadurch einer strafbaren Handlung zu beschuldigen. Das Verfahren wurde eingestellt, von der höheren Instanz aber wieder eröffnet. Als Israel diesen Gerichtsbeschluß erhalten hatte, fuhr er, am neunzehnten November, nach Rheinsberg, schoß sich eine Kugel in den Kopf und stürzte sich sterbend ins Wasser. Er fühlte sich unschuldig, hatte aber nicht mehr die Kraft, den Kampf aufzunehmen. Die in kleinen Blättern gegen ihn unternommene Hetze hatte ihn mürb gemacht. Das ist der Thatbestand.

So war er, in allem Wesentlichen, auch hier erzählt worden. Ich werde nun gefragt, warum ich „die Hetzer nicht gebrandmarkt", insbesondere nicht den Namen ihres Häuptlings, des Reichsglöckners a. D. Joachim Gehlsen, genannt habe. Der sei doch der Hauptschuldige. Der habe seine „Stadtlaterne", mit den „sensationellen Enthüllungen über den Kommerzienrath Israel", von einer ganzen Schaar lärmender Kolporteure Wochen lang vor dem Waarenhaus N. Israel ausrufen lassen. Obs wahr ist, weiß ich nicht. Jedenfalls ist die Rolle, die Herr Gehlsen in diesem traurigen Handel gespielt hat, nicht neidenswerth. Aber er ist ein alter, kranker Mann, der in bitterster Noth lebt und sich öffentlich, ohne daß ihm widersprochen wird, rühmt, er habe ein hohes Schweigegeld, das ihm Israel anbieten ließ, abgelehnt. Sicher ist, daß er durch Schweigen mehr verdient hätte als durch den Verkauf seiner billigen Hefte. Erpresser handeln anders. Möglich immerhin, daß der Mann, den ich nicht kenne, der ja seit Jahrzehnten aber überall „Korruption" wittert, von dem Gefühl getrieben wurde, hier solle ein Millionär der Strafe entzogen werden, die dem Armen nicht erspart bleibt; daß er glaubte, schreien zu müssen, weil die Anderen schwiegen. Die Hetze, für die er verantwortlich gemacht wird, muß sich

wiederholen, so lange eine Perversion des Geschlechtsempfindens, die offenbar viel weiter verbreitet ist, als wir Laien ahnten, vom Gesetz mit Gefängnißstrafe, von Gesetz und Gesellschaft mit Entziehung der bürgerlichen Ehrenrechte bedroht ist.

Andere Beschwerden. Ich hatte gesagt: „In den großen Zeitungen habe ich kein Wort darüber gefunden, daß der Kommerzienrath Hermann N. Israel homosexuellen Verkehrs beschuldigt, des Meineides angeklagt war und als Selbstmörder geendet hat; keine Sterbenssilbe". Der Redakteur der Täglichen Rundschau behauptet, er „habe kein Stillschweigen beobachtet"; und seine Zeitung sei doch eine von den großen. Meinetwegen. Ich habe über die Fälle Besas und Ohm, über den Erpressungprozeß und das wegen Verletzung der Eidespflicht eröffnete Hauptverfahren in der Täglichen Rundschau, die ich morgens und abends lese, nichts gefunden; wenn, wie ich nach der Erklärung des Redakteurs glauben muß, über den Selbstmord Etwas gesagt worden ist, kanns nicht viel gewesen sein. Ueber Verdächtigung und Schuld eines katholischen Priesters, der unter ähnlichen Umständen gestorben wäre, hätten wir wohl Ausführlicheres erfahren. Vielleicht wäre es übrigens verständiger gewesen, die Anderen, die „Stillschweigen beobachtet haben", zu tadeln, statt gegen mich zu wüthen, weil ich eine unauffällige Notiz übersehen oder die Rundschau nicht zu den „großen" Zeitungen gezählt habe. (Ich zähle sie wirklich nicht dazu, auch, zum Beispiel, nicht die Berliner Morgenpost mit ihren dreihunderttausend Abonnenten; schätze ihren inneren Werth aber nicht geringer als den der größten.) Weiter. Der Redakteur des Wochenblattes „Die Tribüne" sagt, das Schweigen der Presse sei in diesem Fall berechtigt gewesen. Woher sollte sie denn die Wahrheit erfahren? Im Prozeß Ohm war ja die Oeffentlichkeit ausgeschlossen. Das ist richtig. Wird über solche Prozesse aber auch sonst nichts mitgetheilt? Hätten wir vom Gang der Verhandlung nichts gehört, wenn, statt des Kommerzienrathes, Herr Stoecker, Herr Singer oder Herr Dasbach, ein Offizier oder ein Agrarier als Zeuge vernommen worden wäre? Hat die Presse, deren verfeinerte Schnüffelkunst wir jeden Morgen und Abend andächtig bewundern, plötzlich kein Mittel mehr zur Erkundung so naher Wahrheit? Israel war durch den Justizrath Wronker, Ohm durch den Rechtsanwalt Varnau vertreten. Wochen lang patrouillirten Kriminalbeamte die Friedrichstraße und den Thiergarten mit Ohm ab, um die von diesem Herrn als Zeugen genannten Gentlemen zu finden. Trotzdem war nichts Glaubwürdiges zu erfahren? Der Redakteur meint, ich hätte ihm und seinen Kollegen zugemuthet, Herrn Israel anzugreifen. Ist mir nicht eingefallen. Habe ich selbst ihn denn angegriffen? Die Presse konnte den Gehetzten vertheidigen (Das war weder schwer noch aussichtlos), aber sie durfte nicht aus Gefälligkeit die ganze Sache todtschweigen. Der Redakteur sagt ferner, auch die „Zukunft" habe ein Inserat der Firma N. Israel gebracht, und knüpft daran die Frage: „Glaubt denn Herr Harden, daß er allein ein charaktervoller Mann ist, über den keine Versuchung jemals Etwas vermag?" Fügt dann aber selbst hinzu: „Er wird schwerlich diese Frage mit Ja beantworten wollen". Schwerlich? Ganz sicher nicht. Er dürfte sich, auch wenn er wollte, gar nicht rühmen, in diesem Fall besondere Charakterstärke bewiesen zu haben. Welche Inserate in die „Zukunft" aufgenommen sind: Das könnte ich frühstens erfahren, wenn das Heft fertiggedruckt vor mir liegt. Ich kümmere mich nicht darum und kann nur dafür bürgen, daß in der Wochenschrift, für deren Inhalt ich verantwortlich bin, für ein Inserat niemals mit einem Gegendienst gedankt worden ist, nie auch nur mit dem winzigsten gedankt werden wird. Wer die einem großen Publikum lange sichtbare Plakattafel benutzen will, mag es thun; auf „redaktionelle Berücksichtigung" darf er aber nicht hoffen. Ists überall so? That is the question. Der Mann der „Tribüne" erzählt, ich

„hielte alle Zeitungleute für bestochen"; trotzdem in dem Artikel über Israel ausdrücklich gesagt ist: Unsere Presse ist nicht bestechlich. Wäre sies, dann hätte sie sich im Fall Israel nicht mit den Inseraten begnügt; da war mehr zu holen. Nein: zwischen Zeitungbesitzern und Großinserenten hat sich ein Verhältniß herausgebildet, das geschäftlichen Usancen entspricht, nicht aber der an Sonn- und Feiertagen so laut gerühmten „kulturellen Bedeutung der Presse." Der Kundschaft soll, so lange es irgend geht, jede Kränkung, jedes leise Unbehagen sogar erspart werden. Wers leugnet, lügt oder weiß nicht Bescheid. Nicht jeder Zeitungbesitzer denkt so; doch ists die Regel. Und kein Buchhalter, kein Bote eines großen berliner Meinunghauses bezweifelt die Thatsache, daß ansehnliche Annoncenaufträge das Recht auf „Berücksichtigung" geben. Deshalb konnten die Brüder Besas der Erklärung, die sie reinigen und die Chefs des Hauses Israel belasten sollte, in keiner Zeitung Raum schaffen; deshalb wurde selbst ihr (nicht beleidigendes) Inserat abgelehnt; und deshalb ist über die Verdächtigung und den Selbstmord des Kommerzienrathes bis heute kein Wort in die großen Zeitungen gekommen. Ich wehre Keinem das Recht, diesen Zustand erfreulich zu finden, lasse mich aber auch nicht hindern, ihn schimpflich zu nennen.

Ein gescheiter Mann schrieb mir: „Waren Sie diesmal nicht ein Bischen ungerecht? Gerade Sie müssen doch mit mir in dem Wunsch übereinstimmen, daß die Presse sich weniger, als sies jetzt thut, mit privaten Angelegenheiten beschäftige. Konnten die von Ihnen Getadelten sich nicht einfach sagen, das große Publikum brauche von dieser Sache, die bei uns nun einmal als Familienschande betrachtet wird, nichts zu erfahren?" Auch darauf will ich noch antworten. Daß manche Zeitung sich viel zu eifrig mit Privatgeschichten beschäftigt, ist richtig; ich habe, nach englischem Muster, gesetzliche Bestimmungen empfohlen, die diesem Treiben den Raum verengen könnten. Hier aber handelte sichs um eine Angelegenheit von öffentlichem Interesse. Wenn ein Dienstmädchen sich mit Lysol vergiftet, wird uns kein Umstand verschwiegen, der die Arme in den Tod getrieben hat. Wenn ein Fräulein aus vornehmer Familie von einem Wicht eines Fehltrittes geziehen wird, findet die Beschuldigung in einem Tageblatt eine Stätte. Wenn das Lebensglück eines Menschen davon abhängt, daß eine gegen ihn erhobene Anklage einstweilen nicht veröffentlicht wird, weist man den Flehenden kühl von der Schwelle. Und eine Strafsache, die dem berliner Westen und der City für lange Wochen den Gesprächsstoff liefert, wird verschwiegen. Warum? Weil der Kommerzienrath, der sich als Herrn der Presse fühlte, Schweigen erbat. Weil später, als seine Leiche bei Wustermark im Wasser gefunden war, der überlebende Chef der Firma die Bitte wiederholen, die Zeitungtyrannen ersuchen ließ, nur die Todesnachricht zu bringen, alle Details aber zu unterdrücken. Weil Redakteure, die der psychologische Stoff oder die Sensation reizte, von ihrem Vorgesetzten gehindert wurden, Etwas darüber zu schreiben. Das ist Gebrauch; doch einer, „wovon der Bruch mehr ehrt als die Befolgung." Hat das Schweigen genützt? Israels Lage war durchaus nicht hoffnunglos. Selbst wenn er fahrlässiger Verletzung der Eidespflicht schuldig befunden worden wäre (was mindestens noch sehr zweifelhaft war), hätte kein menschlich Empfindender den Bedrohten verurtheilt. Die Presse konnte die Gelegenheit benutzen, um gegen ein veraltetes Gesetz zu kämpfen und Mitleid mit den Unglücklichen zu werben, deren Geschlechtstrieb sich der Norm nicht anzupassen vermag. Doch sie schwieg; „aus Gefälligkeit". Und der Mann, der sich auf ihr Schweigen verlassen hatte, war schutzlos der ihn umheulenden Meute ausgeliefert. Er floh in den Tod; und trotzdem das Schweigen fortwährte, wußte am nächsten Tag Jeder, dessen Urtheil ihm werthvoll gewesen wäre, was bei Rheinsberg geschehen war. Jeder, der sich für solche Dinge interessirt, aber auch, was Schwarzer Kunst heute möglich ist.

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: M. Harden in Berlin. — Verlag der Zukunft in Berlin.
Druck von G. Bernstein in Berlin.

*

Berliner-Theater-Anzeigen

Deutsches Theater
Anfang 7½ Uhr.

Freitag, d. 15./12. **Das Käthchen von Heilbronn**
Sonnabend, Sonntag: **Der Kaufmann von Venedig**
Montag: **Das Käthchen von Heilbronn**

Berliner Theater.
Freitag, den 15. Dezember 7½ Uhr.
Der Geigenmacher von Cremona.
G'wissenswurm.
Sonnabend, den 16. Dezember 7½ Uhr.
Der Geigenmacher von Cremona.
Annemarie.
Weitere Tage siehe Anschlagsäule.

Lustspielhaus in Berlin
Direction: **Dr Martin Zickel,** Friedrichstr. 236.
Freitag 15./12. Abd. 8 U. **Nemesis.**
Sonnabend 16./12. Nachmittag 3½ Uhr.
Das böse Prinzesschen.
Sonnabend 16 /12. Abd. 8 U. **Der Familientag.**
Sonntag 17./12. N. 3 U. **In Behandlung.**
„ 17 /12. Abd. 8 U. **Der Familientag.**
Die weiteren Tage siehe Anschlagsäule.

Luisen-Theater.
Freitag 15./12. 8 Uhr. **Der Kaufmann von Venedig.** Sonnabend 16./12. 8 U. **Die Waise v. Lowood.** Sonntag 17./12. u. Montag 18 /12. **Der neue Herr.**
Weitere Tage siehe Anschlagsäule.

Neues Theater
Anfang 7½ Uhr.

Ein Sommernachtstraum
Sonnabend und folgende Tage:
Ein Sommernachtstraum.

Theater des Westens.
Spielplan vom **15.—18. Dezember 1905.**
Freitag 7½ Uhr. **Der Zigeunerbaron.** Sonnabend 7½ Uhr. Gastspiel Constantino in **Die Hugenotten.** Sonntag, Nachm. 3 Uhr. **Die Zauberflöte.** Sonntag, Abds. **8** U. **Der Opernball.** Montag, 7½ Uhr. **Der Opernball.**
Weitere Tage siehe Anschlagsäule.

Thalia-Theater
Direction: Kren u. Schönfeld.
Bis früh um fünfe m. Thielscher i. d. Hptrolle.
Sonntag, den 17. Nachm. 3½ Uhr: **Charleys Tante.**

Kleines Theater.
Spielplan vom 15.—18. Dezember 1905.
Freitag, 8 Uhr: **Das vierte Gebot.**
Sonnabend, 8 Uhr: **Marquis v. Keith.**
Sonntag, Nachm. 3 U.: **Der zerbrochene Krug. — Angele.**
Sonntag, Abends 8 Uhr: **Marquis v. Keith.**
Montag, 8 Uhr: **Marquis v. Keith.**
Weitere Tage siehe Anschlagsäule.

„Observer" Unternehmen für Zeitungsausschnitte
Wien I, Concordiaplatz 4,
liest alle hervorragenden Tagesjournale, Fach- und Wochenschriften aller Staaten und versendet an seine Abonnenten
Zeitungs-Ausschnitte
über jedes gewünschte Thema.
Prospecte gratis.

Ibach, 1794 gegründet, **Hofpianofortefabrik,**
BERLIN W., Potsdamer Strasse 22 b.
Flügel u. Pianinos
in allen Holz- und Stil-Arten.
Event. Eintausch älterer Instrumente bei Neukauf.
Vorzügliche Stimmungen.
St. Louis 1904 Grand Prix.

1855 gegr. **MÖBEL-SPEZIAL-AUSSTELLUNG** Gegr. **1855**
für
Speise-, Herren- und Schlafzimmer
E. Langer, Tischlermeister, **Kochstrasse 62**
Vorteilhafter Einkauf — Beste Ware — Weitgehendste Garantie

Berliner-Theater-Anzeigen











Prächtiges Weihnachtsgeschenk für Jedermann!

Soeben erschien von

Julius Stinde:
Heinz Treulieb

und andere Novellen.

Mit einer Einleitung v. Marx Möller.

In Prachtband Mk 4.—

Gegen Einsendung oder Nachnahme.

Zu beziehen durch die

Gsellius'sche Buchhdlg. Berlin W. 8 Mohrenstr. 52.

Schramm & Echtermeyer
Gegründet 1835. Dresden 4.
ca. 500 Sorten Cigarren
Deutsche Fabrikate. Habana-Import.
Helle Farben.
200 Sorten Cigaretten.
Lieferanten vieler Höfe und Offizier-Casinos.
Preisbücher stehen zu Diensten.

Sanatorium Dr. Passow Meiningen i. Thüringen
für Nervenkranke u. Entziehungskuren. Moderne physikalisch-diätetisch geleitete Anstalt mit familiärem Charakter. Besitzer: Nervenarzt Dr. med. A. Passow. Langj. Assist.

!Astrologie! Sterndeute-Kunst am Tage der Geburt, gibt Aufschluss über Charakter und das ganze Leben! Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft! Viele Dankschreiben! Prospekt gratis! **H. Just, Berlin W. 62.**

Schlossbrauerei Schöneberg
Schöneberg b. Berlin W.
Telephon: Amt IX, No. 5018 und 5424.
liefert ihre vorzüglichen Biere in Flaschen und Siphons für den Familiengebrauch

30 Fl. Schlossbräu (hell) . M. 3,—
30 Fl. Kronenbräu . . . M. 3,—
30 Fl. Schöneberger Cabinet M. 3,—

Pfand pro Flasche 10 Pfg.

Die Biere sind stark eingebraut und ausserordentlich reich an Extraktivstoffen (Nährstoffen, welchen ein mässiger Alkoholgehalt gegenübersteht.



Zum Beweise, dass der
Schapirograph
der beste, einfachste und billigste Apparat ist, um 150 Vervielfältigungen von einem Schriftstück zu machen, sind wir bereit, denselben auf unsere Kosten und Gefahr, ohne Kaufzwang auf 5 Tage zum probeweisen Gebrauch zu versenden.
KEINE empfindlichen Mechanismen Druckerschwärze Presse.
Preis für einen Schapirograph in Quart und Folio inkl. allem Zubehör . . . . . Mk. **17,00**
Hermann Hurwitz & Co., BERLIN C. Stralauer-Strasse Nr. 56.

Geschäftliche Mitteilungen.

Die **Orientalische Tabak- und Cigarettenfabrik „Yenidze" in Dresden-A.** bringt seit einigen Jahren unter der Bezeichnung **„SALEM ALEIKUM"** eine Cigarettenmarke in den Handel, welche die edelsten orientalischen Crescencen enthält und das Vorzüglichste ist, was auf den Markt gebracht wurde. Es unterliegt wohl keinem Zweifel, dass sich der deutsche Raucher immer mehr und mehr von den ausländischen Fabrikaten emanzipiert und sich den einheimischen zuwendet, damit die deutsche Cigaretten-Industrie weiter blühen möge, zur Wohlfahrt einer grossen Anzahl deutscher Arbeiter und Arbeiterinnen, die dadurch einen lohnenden Verdienst finden.

Für Raucher! Die als vorzüglich anerkannten Rauchrequisiten, die **Friedenspfeife** bez. **Friedensspitze** für Cigarren und Cigaretten. (D. R. P. 105197 auf allen beschickten Ausstellungen höchst prämiiert) bindet das Nikotin chemisch ohne Schädigung des Aromas. Für Raucher, die Genuss haben wollen, ohne schädliche Gifte einzuatmen, sei dies weltbekannte Rauchrequisit bestens empfohlen.

Zur gefl. Beachtung!

Der heutigen Nummer ist ein Prospekt beigeheftet der Verlagsbuchhandlung **C. J. E. Volckmann in Rostock** (Mecklenbg.) betr.

Passyrion über Deutschland. Beobachtungen und Kritiken eines Marsbewohners.

Ausserdem liegt dieser Nummer noch ein Prospekt bei der Verlagsbuchhandlung **Georg Reimer in Berlin W. 35** über

Jugendlehre und Lebenskunde
von **Dr. F. W. Förster.**

Wir bitten, beiden Prospekten freundl. Beachtung schenken zu wollen.

Diabetes! **Bauer'sches Spezial-Institut für Diabetiker, Koetzschenbroda Sachsen. Neues** kombiniertes, naturwissenschaftlich begründetes **praktisch bewährtes Heilverfahren.**

Ein Buch, von welchem „man" nicht spricht

oder in Anbetracht seiner Bedeutung mindestens auffallend wenig,

vielleicht darum, weil es nach der Meinung vieler Rezensenten auf allen Seiten Anstoss erregen könnte, bei Monarchisten, wie bei Sozialdemokraten, bei Regierungen und Zeitungsverlegern, bei Prostitutionsinteressenten und Staatsministern, bei Medizinalprofessoren und Jugenderziehern, Automobilisten und Grossbesitzern usw.,

ist das bereits in zweiter Auflage vorliegende, interessante, fesselnde Werk:

Passyrion über Deutschland.

Beobachtungen und Kritiken eines Marsbewohners.

Aus dem Marsischen übersetzt von **Intrus.**

(Verlag von C. J. E. Volckmann in Rostock.)

Das ist so ein Stück, welches unsere zahlreichen Miniaturgelehrten und Kleinkritiker zu Tode schweigen möchten, welches andererseits die nicht minder zahlreichen Vertreter einer durch und durch zerschwindelten, nur auf äußerliche Effekte berechneten Afterkultur in Harnisch

bringen kann (wenn sie zu solcher Gemütsbewegung noch fähig sind), ein Buch der trotzigen Kraft gegenüber der grassierenden Hohlheit in Leben, Kunst, Wissenschaft, Politik und Erziehung, ein Aufruf zum Besinnen, wo es gilt, an Stelle verkehrter Einrichtungen das Vernünftige, das Einfache und Rechte zu setzen.

Das Buch ist ohne Zweifel für alle Kreise der Gebildeten höchst lesenswert, insbesondere für:

Philosophen, Politiker, Parlamentarier, Eisenbahn- und Postbeamte, Tarifreformer, Strassenbahn-Interessenten, Verwaltungsbeamte, Gegner des tollen Sportfahrens, Bildungsvereins-Vorstandsmitglieder, Architekten, Ingenieure, Techniker, technische Beamte, Studierende und Lehrer der Technik und der Gewerbewissenschaften, Industrielle, Gewerbetreibende, Handwerkspolitiker, Warenhaus-Gegner, Gewerbevereins-Vorstandsmitglieder, alle Gegner eines proletarischen Staats- und Versicherungskommunismus, Ehepolitiker, Interessenten des Sexual-Problems, Gegner der tollfortschrittlichen Zeitungen, philosophische Juristen, Pädagogen, Erzieher, Interessenten der Ausbildung der menschlichen Seelenkräfte, Philologen, Orthographen, Lateinschrift-Gegner, Sprachvereins-Gegner, Literaten, Kunst-, Musik- und Gesangs-Interessenten, trinkfrohe Geselligkeitsmenschen, Hygieniker, Aerzte, Naturheilkundige, Magen- und Leberleidende, Vegetarier, Frauenrechtlerinnen, gebildete Arbeiter, deutsche Patrioten, Adelige des Geistes und Herzens, Vivisektionsgegner, Tierfreunde, Freidenker, Ethiker, Gegner des Militarismus und der Kriege, Demokraten, Nietzsche-Gegner, Theologen, Nationalökonomen, Wirtschaftspolitiker grossen Stils, Unterrichtsreformer, Aesthetiker und alle Freunde des Fortschritts zu hohem wahrem Menschentum.

Einige Urteile:

Man muß es dem Professor Passyrion lassen, daß er es gründlich verstanden hat, eine Menge von Absurditäten, unter denen die Gesellschaft der Gegenwart leidet, . . . mit scharf durchdringendem Blicke zu erkennen.

Berliner Morgen-Post, Nr. 100, 1905.

Der marsische Rahmen, den der Verfasser für seine Absichten erfunden hat, ist außerordentlich gefällig, und verleiht der ganzen Materie einen eigenartigen Reiz . . . Der Professor hat sich mit seinem kosmischen Flugapparat in Asien niedergelassen, ist dann bis zur nächsten Eisenbahnstation gewandert und findet auf der Stelle Gelegenheit, an allem, was ihm vor die Augen kommt, Kritik zu üben. Er tut dies in einem vornehmen, philosophischen Ton; man kann nicht darüber in Zweifel kommen, daß der irdische Verfasser, welcher dem Professor Passyrion die Feder führt, über ein sehr ausgedehntes Wissen verfügt . . . Was der Verfasser über die Sittlichkeit, über das

Verhalten von Männern und Frauen zu einander sagt, besitzt Hand und Fuß . . . Beinahe jede Seite des sozialen Lebens wird in dem Buche wenigstens gestreift; es liest sich infolgedessen — ganz abgesehen von seinem inneren Werte — recht fesselnd . . . Das Buch ist gut und klar geschrieben und wohl geeignet, den Leser stark zum Nachdenken anzuregen.

Literatur- und Unterhaltungsblatt,
Beilage des Hamburger Fremdenblattes Nr. 48, 1905. (Ph. Berges.)

. . . Eine ebenso witzige wie treffende Satire auf unsere heutigen Zustände . . . Es ist ein hochinteressantes Buch, eigenartig in der ihm zu Grunde liegenden Idee, fesselnd und anregend der Form und seinem ganzen Inhalte nach.

Berliner Morgen-Zeitung Nr. 48, 1905.

. . . Wir empfehlen das Buch allen, die sich einige genußreiche Stunden verschaffen wollen. Es steckt ein bitterer Ernst hinter dieser so lustigen Schilderung unserer oft so widersinnigen, unbegreiflichen Zustände, die hier mit den fingierten Verhältnissen einer fortgeschrittenen idealen Sternenwelt verglichen werden.

Literarische Neuigkeiten Nr. 2, 1905.

. . . „Ein Werk nach meinem Herzen!"

Baronin Bertha von Suttner.

. . . Solche geistvollen Betrachtungen bilden eine angenehme Abwechselung von der üblichen Romanlektüre, deren beste Produkte sich doch immerhin nicht so frei — ethisch und sozial — bewegen können. Leo Gilbert, Wien.

Druck von Julius Abel, Greifswald.

Für Inserate verantwortlich: Rob. König. Druck von G. Bernstein in Berlin.